

RUNDBRIEF

zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem
Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente

IV. Folge 1951/1952

Freiburg, April 1952

Nummer 16

Aus dem Inhalt:

- 1.***Das Verhältnis Jesu Christi und seiner Apostel zur Heiligen Schrift des Alten Bundes**, Vortrag von Prof. Dr. Herbert Haag, Professor für alttestamentliche Wissenschaft an der kath. — theol. Fakultät Luzern, gehalten in Freiburg am 10. Januar 1951. Seite 3
- 2.***Die Bedeutung des Alten Testaments für den Christen** Aus dem 'Lexikon der religiösen Zeitaufgaben' des Herder-Verlags Seite 8
3. **Der Riß**. Eine Auslegung des 14. (13.) Psalms von Martin Buber Seite 9
- 4.***Literatur zum Verständnis des Alten Bundes-Buches**. Ein Literaturbericht von Karl Thieme Seite 10
5. **Der Mensch in christlicher und jüdischer Sicht**. Ein Bericht über die Ansbacher Tagung des Deutschen evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel, 3.—7. März 1952 Seite 14
6. **Echo und Aussprache:**
 - a) **Zuschriften zur Sonderausgabe: Friede mit Israel** Seite 15
 - b) **Wer spricht das befreiende Wort hier und heute? Aus Briefen von Ludwig Yehuda Oppenheimer, Rehovot/Israel und Karl Thieme** Seite 16
7. **Rundschau** (u. a. **Aufruf zur Ölbaum-Spende**) Seite 18
8. **Kleine Nachrichten** (u. a. Pius XII. empfing den Außenminister Israels) Seite 22
9. **Literaturhinweise** (u. a. Ein Warnruf von P. Athanasius Miller OSB) Seite 24
10. **Aus unserer Arbeit** (u. a. Stellungnahme zur 'Woche der Brüderlichkeit') Seite 26

Nachdruck gestattet. Für die im Inhaltsverzeichnis mit * gekennzeichneten Beiträge wird um das übliche Zellenhonorar gebeten

Als Manuskript gedruckt

„Es gibt eigentlich nicht zwei Testamente; denn das Neue ist ja nur die Erfüllung des Alten, und beide bezeugen den gleichen Christus.“

L. Caecilius Firmianus Lactantius (Instit. Divin. IV, 20, 5 um 300)

1. Das Verhältnis Jesu Christi und Seiner Apostel zur Heiligen Schrift des Alten Bundes

Vortrag von Dr. Herbert Haag, Professor für alttestamentliche Wissenschaft an der katholisch-theologischen Fakultät Luzern

Das Thema, das mir gestellt wurde: Das Verhältnis Jesu Christi und seiner Apostel zur Heiligen Schrift des Alten Bundes, ist so groß, daß es schwer ist, in einer kurzen Darlegung darüber das Wesentliche zu sagen. Um dies doch in etwa tun zu können, werden wir uns streng an das Thema zu halten haben. Damit verwandte Fragen stehen also nicht zur Diskussion, wie: Das Verhältnis Jesu und seiner Apostel zum Volke Israel, oder: zur Heilsveranstaltung des Alten Bundes, sondern nur zur *Heiligen Schrift* des Alten Bundes, obwohl natürlich alle diese Fragen zusammenhängen und nicht vollständig voneinander getrennt werden können.

Die Quelle für unsere Untersuchung ist ohne Weiteres gegeben: Es ist die Heilige Schrift des Neuen Bundes. Sie ist für uns Christen das Wort Gottes, und ihre Aussagen gelten uns daher als göttlich verbürgte Zeugnisse. Aber auch wenn jemand sie nur als historische Informationsquelle betrachten wollte, so müßte er sie als ein glaubwürdiges Zeugnis über die Denkweise Jesu und der jugendlichen christlichen Kirche werten. Es ist Ihnen allen bekannt, daß sich im Neuen Testament 270—350 Zitate aus dem Alten Testament finden; die Zahl ist nicht eindeutig, weil bei manchen Stellen nicht mit Sicherheit entschieden werden kann, ob der Schriftsteller ein eigentliches Zitat oder eine freie Anspielung auf ein Wort des Alten Testaments geben wollte. Diese große Zahl ist nicht verwunderlich. Denn nicht nur Jesus und die Apostel kamen — als Söhne Israels — vom Alten Testament her, sondern auch ihre Hörer — bei Jesus ausschließlich, bei den Aposteln großenteils; die Heilige Schrift des Alten Bundes war die große Kraft, die die Seele Israels formte und auf sie einen unvergleichlich tieferen Einfluß ausübte als etwa die griechische Philosophie auf die griechische Seele. Ja wir dürfen sagen, daß kein Volk des Altertums so allseitig und vollständig unter dem Einfluß eines Buches stand, wie das Volk Israel unter dem Einfluß des Alten Testaments: alle Stände: die Reichen wie die Armen, die Gebildeten wie die Ungebildeten; und in allen Bezirken des Lebens: den geistigen wie den praktischen. So sieht sich denn Jesus einer Hörerschaft gegenüber, die in Begriffen und Vorstellungen des Alten Testaments denkt, und er kann sich in seiner Predigt diese Begriffe und Vorstellungen zu eigen machen, ohne sie eigens zu erklären; er redet vom „Himmelreich“, vom „Menschensohn“ (Verbindung von Dan. 7,13f und Is. 53), von den Sanftmütigen, die das „Land“ besitzen werden. Die ganze

Sprache Jesu ist eine Sprache, die seinen Hörern vom Alten Testament her vertraut war und die sie darum auch befähigte, die religiösen Wahrheiten, die er in seine Worte kleidete, geistig aufzunehmen. Niemand konnte z. B. seine Allegorie über den guten Hirten hören, der sein Leben für seine Schafe gibt (Joh. 10), ohne an die Invektiven Ezechiels gegen die schlechten Hirten und den dort als neuen David verheißenen guten Hirten zu denken (Ez. 34). Oder wenn Jesus dem Petrus gebietet, 77mal zu verzeihen (Mt. 18,22), so erkannte wohl jedermann die Anspielung auf das rohe Lied Lamechs, der mit 77facher Rache drohte (Gen. 4,24). Auch den Aposteln fließen fortwährend Worte, Wendungen, Bilder und Geschehnisse des Alten Testaments in den Mund. Denken wir z. B., mit welcher Behendigkeit Paulus in den Kap. 9—11 des Römerbriefes die alttestamentlichen Texte handhabt, wobei er sie teils in typologischer Auslegung, teils in Akkomodation gebraucht.

Der göttliche Ursprung der Heiligen Schrift des Alten Bundes steht für Jesus wie für seine Hörer in gleicher Weise absolut fest. Nie kommt darüber eine Diskussion auf, auch nicht mit seinen erbittertesten Gegnern. Und wenn Stephanus und Paulus bemerken (Apg. 7,53; Gal. 3,19), das Gesetz sei von Gott durch Vermittlung von Engeln gegeben worden, so geben sie damit eine allgemeine Überzeugung des zeitgenössischen Judentums wieder. Das Alte Testament war für die Israeliten der allseitige Ausdruck des göttlichen Willens; sie kannten keinen Unterschied zwischen Naturrecht und positivem Recht, denn auch das Naturrecht war in ihrem Heiligen Buche expressis verbis umschrieben: du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen. Darum beruft sich Christus, um diese Forderungen zu erhärten, auf den Wortlaut der Schrift: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht töten“; „ihr habt gehört, daß gesagt wurde: Du sollst nicht ehebrechen“ (Mt. 5,21.27). Noch klarer tritt diese Anschauung bei Paulus zutage. Er sagt im Römerbrief (2,14), daß die Heiden aus natürlichem Antrieb das vom Gesetz Gebotene tun, das Gesetz sei ihnen ins Herz geschrieben. Nun erfüllen aber die Heiden aus natürlichem Antrieb höchstens die Forderungen des Naturrechtes. Wenn also Paulus sagt, die Heiden erfüllten aus natürlichem Antrieb das vom Gesetz Gebotene, so wertet er das Gesetz in erster Linie als positive Manifestation des Naturrechtes. Und infolgedessen kann er den Fall annehmen, daß „ein Unbeschnittener die Forderungen des Gesetzes hält“

und daß ihm dann das Unbeschnittensein gerade so hoch angerechnet wird wie das Beschnittensein (V. 26).

Als Wort Gottes, Ausdruck des göttlichen Willens, beansprucht daher die Heilige Schrift des Alten Bundes *absolute Gültigkeit und Anerkennung*. Christus ist sich bewußt, daß ein Argument aus der Schrift nicht abgewiesen werden kann (vgl. Joh. 10,35: „die Schrift kann nicht außer Kraft gesetzt werden“), und darum wendet er diese Strategie auch an im Kampfe mit seinem furchtbarsten Feind: dem Satan. Bei der dreifachen Versuchung (Mt. 4) hält er ihm dreimal ein Wort aus der Schrift entgegen: „Es steht geschrieben: Nicht vom Brote allein soll der Mensch leben, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt“; „du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen“; „den Herrn, deinen Gott, sollst du anbeten und ihm allein dienen“. Und es ist interessant zu sehen, wie der Satan im Verlaufe des Kampfes auf diese Strategie mit dem Worte Gottes eingeht und Christus mit den gleichen Waffen zu schlagen versucht: „Wenn du der Sohn Gottes bist, so stürze dich da hinab; es steht ja geschrieben: Seinen Engeln wird er für dich Weisung geben, und sie werden dich auf ihren Händen tragen, daß du deinen Fuß an keinen Stein anstoßest“⁽¹⁾. Für Jesus Christus sind die Lehren und Beispiele der alttestamentlichen Schriften normativ für das sittliche Leben seiner selbst und seiner Jünger. Als die Pharisäer sie wegen des Ährenpflückens am Sabbat des Sabbatbruches beschuldigen, rechtfertigt er ihr Tun durch Berufung auf die Schrift: „Habt ihr nicht gelesen, was David tat, als ihn und seine Begleiter hungerte, wie er hinging in das Haus Gottes und die Schaubrote aß, die weder er noch seine Begleiter essen durften, sondern allein die Priester? Oder habt ihr nicht im Gesetzbuche gelesen, wie die Priester am Sabbat im Tempel den Sabbat brechen, ohne deshalb in Schuld zu sein?“ (Mt. 12, 3—6). Und als Jesus in göttlichem Zorn die Händler aus dem Tempel treibt, da beruft er sich für sein Vorgehen wiederum auf die Schrift: „Es steht geschrieben: Mein Haus soll Gebetshaus heißen, ihr aber macht es zu einer Räuberhöhle“ (Mt. 21,13).

Christus wertet die durch das Alte Testament geforderte Moral sehr hoch und *die Treue zu ihr als entscheidend über die Ewigkeit*. Das Sittengesetz des Alten Testaments ist nach Christus grundsätzlich verpflichtend, auch wenn diejenigen, die es vortragen, unwürdig sind: „Auf den Stuhl des Moses haben sie sich gesetzt, die Schriftgelehrten und die Pharisäer. Nun denn — alles, was sie euch sagen, tut und haltet euch daran — aber nach ihren Werken sollt ihr nicht tun!“ (Mt. 23,2f). Gesetz und Propheten, d. h. die Erfüllung der sittlichen Forderungen des Alten Testaments, bestehen nach Jesus darin, den Mitmenschen alles zu tun, wovon wir möchten, daß sie es uns tun (Mt. 7,12). Als er vom reichen Jüngling gefragt wird, was er tun müsse, um das ewige Leben zu erhalten, gibt er ihm zur Antwort: „Willst du ins Leben eingehen, so halte die Gebote.“ Der Jüngling kann kaum glauben, daß damit alles erledigt sei, er hat von Jesus etwas Besonderes erwartet, und fragt darum: „Welche Gebote?“ Aber Jesus bleibt dabei und zählt ihm die bekannten Gebote des Dekalogs auf: „Du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsches Zeugnis geben; ehre Vater und Mutter und liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Und der Jüngling darf bekennen, daß dies nicht nur in Theorie, sondern auch in der Praxis für ihn altbekannte

Wahrheiten sind: „Meister, dies alles habe ich von meiner Jugend auf beobachtet“ (Mk. 10,20).⁽¹⁾ Ganz besonders ist es das schon im Alten Testament ausgesprochene Gebot der Liebe, in dem sich das *ganze* Sittengesetz erfüllt. „Meister, was für ein Gebot im Gesetze ist das größte?“ fragt einer von den Schriftgelehrten. Und Jesus antwortet ihm: „Höre Israel, der Herr, dein Gott, ist *ein* Gott! Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und all deinem Sinnen und Denken — dies ist das erste Gebot; das zweite aber ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (Mk. 12,29—30 gleich Deut. 6,4; Lv. 19,18). Der Apostel Paulus ist hier der getreue Herald seines Meisters, wenn er im Römerbrief schreibt: „Bleibet niemandem etwas schuldig — nur eines (schuldet ihr immer): einander zu lieben. Denn wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt. Wenn es heißt: Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht begehren, und was es sonst noch an Geboten gibt, so ist alles in diesem einen Wort zusammengefaßt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. *So ist die Liebe die Erfüllung des Gesetzes*“ (13,8—10).

Wir Christen sind selber immer wieder ein bißchen überrascht darüber, daß sich der Meister und seine Apostel für das Liebesgebot auf die Heilige Schrift des Alten Bundes berufen und daß wir dort tatsächlich dieses Liebesgebot Wort für Wort schon ausgesprochen finden. Denn auf der andern Seite gilt doch das Gebot der Liebe als etwas spezifisch Christliches. Und Christus sagt ja auch: „Ein *neues* Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet (Joh. 13,34)⁽²⁾. Es liegt hier augenscheinlich ein Widerspruch vor; aber nur augenscheinlich. Denn es ist so, daß gewisse im Alten Testament ausgesprochene Gebote noch nicht in ihrem vollen Sinn erkannt worden waren, Christus aber will sie nun in ihrem vollen Sinn und bis in ihre letzten Konsequenzen erfüllt wissen. Daß diese Gebote im Alten Bund und namentlich durch die Zeitgenossen Jesu unvollkommen verstanden wurden, hat verschiedene Ursachen. Einmal die oft einseitige Auslegung durch damalige jüdische Lehrer. Darum stellt Christus in der Bergpredigt nicht *sein Gebot* dem *Gebot des Alten Testaments* gegenüber, sondern *seine Auslegung* des alttestamentlichen Gebotes der *Auslegung der zeitgenössischen Lehrer*. Dies scheint schon aus dem Zusammenhang hervorzugehen: „Ich sage euch, wenn es um eure Gerechtigkeit nicht viel besser bestellt ist als um die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht töten, wer aber tötet, soll dem Gerichte verfallen sein. Ich aber sage euch: Wer seinem Bruder zürnt, soll dem Gerichte verfallen sein“ (Mt. 5,20—22). Ähnlich zu den folgenden Geboten. Am deutlichsten wird diese Spitze gegen irreführende menschliche Auslegung beim Gebot der Liebe: „Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen“, wo der zweite Teil des Satzes „Du sollst deinen Feind hassen“ nicht aus der Schrift des Alten Bundes, sondern aus der mündlichen Interpretation stammt (5,43). Weil diese menschliche Auslegung gelegentlich das Gebot Gottes entstellt, ja

(1) Der reiche Jüngling: Mt. 19,16—26; Mk. 10,17—27; Lk. 18,18—27. Mt. allein hat den Zusatz aus Lv. 19,18, der gerade, weil er aus dem Rahmen des Dekalogs herausfällt, authentisch sein muß, vgl. Lagrange z. St.

(2) Joh. 15,12f: „Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Eine größere Liebe hat niemand, als wer für seine Freunde sein Leben hingibt.“

(1) Mt. 4,6; Lk. 4,9f (bei Mt. die zweite, bei Lk. aber die dritte Versuchung!).

geradezu seines Sinnes beraubt, kann Jesus dagegen furchtbar harte Worte gebrauchen, wie Mt. 15,1ff, wo er den Pharisäern und Schriftgelehrten vorhält: „Ihr habt das Wort Gottes außer Kraft gesetzt um eurer Überlieferung willen.“ Es kommt aber ein Zweites dazu, warum dem israelitischen Volke noch das volle Verständnis für diese Gebote, vor allem für das Gebot der Liebe fehlen mußte. Es war ein aus allen übrigen Völkern ausgesondertes Volk, und seine religiösen wie politischen Erfahrungen hatten es im Laufe der Jahrhunderte zu einer immer stärkeren Abschließung von der großen Umwelt gezwungen. So kam es, daß das Gebot der Nächstenliebe Lv. 19,18 nur vom Mitisraeliten verstanden wurde, zumal der dortige Kontext auch zeigt, daß mit dem Nächsten ein Israelit gemeint ist und sich die ausdrückliche Forderung, auch den Fremden zu lieben „wie sich selbst“ (Lv. 19,34) durch Umdeutung dieses „fremden Gastes“ zum Vollproselysten scheinbar aus der Welt schaffen läßt. Und schließlich hatte der alttestamentliche Mensch das Beispiel Jesu noch nicht. Das Gebot der Liebe wird erst durch das Beispiel Jesu voll verständlich. Darum kann Jesus sagen: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet“, denn er fügt erklärend hinzu: „Wie ich euch geliebt habe, sollt auch ihr einander lieben“ (Joh. 13,34f). „Eine größere Liebe hat niemand, als wer für seine Freunde sein Leben hingibt“ (Joh. 15,13). Das ist das Neue, das Christus dem alttestamentlichen Gebot der Liebe hinzufügt: *die Art und Weise, wie er es erfüllt!*

Jetzt verstehen wir das Wort Jesu: „Glaubt nicht, ich sei gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzuheben; ich bin nicht gekommen, aufzuheben, sondern zu erfüllen. Wahrlich, ich sage euch: eher werden Himmel und Erde vergehen, als daß nur der kleinste Buchstabe, ja nur ein Tüpflein vom Gesetze vergehe, bis alles vollendet ist“ (Mt. 5,17f). „Erfüllen“ ist das Wort, in das Jesus die Aufgabe des Gesetzes (d. h. der Heiligen Schrift des Alten Bundes) und Seine Aufgabe am Gesetz zusammenfaßt. Die Schrift müsse erfüllt werden heißt nicht nur, es müsse eintreffen, was darin vorhergesagt ist; die Schrift müsse erfüllt werden heißt vielmehr: sie müsse zu ihrem vollen Sinn gebracht werden; die Weltordnung, die durch sie erst begonnen und noch unfertig ist, müsse vollendet, müsse volle Wirklichkeit werden. Dies gilt nicht nur von der sittlichen Ordnung, sondern auch und vor allem von der Gnadenordnung, vom Heilswerk des Erlösers. „Ziel und Ende des Gesetzes ist Christus“, sagt Paulus (Röm. 10,4). Wenn Paulus daher auch behauptet, daß die Heiden aus natürlichem Antrieb das vom Gesetz Gebotene tun, weil ihnen das Gesetz im Herzen geschrieben steht (Röm. 2,14f), so will er damit die Heiden in keiner Weise auf die gleiche Stufe stellen mit den Juden. Die Juden, sagt er, haben vor den Heiden viel voraus, vor allem: ihnen wurden die *logia tou theou* anvertraut (Röm. 3,2). Die *Logia* Gottes: ein Ausdruck, der schwer zu übersetzen ist; „Worte Gottes“ sagt zu wenig; am ehesten könnten wir wohl sagen: die Offenbarungen Gottes, im Sinne von „Gebote und Verheißungen“ Gottes (Karrer, NT). D. h. den Juden wurden die Schriften anvertraut, deren ganzer Daseinsgrund und deren ganzes Ziel Christus ist, und durch dieses von Gott ihnen anvertraute Depositum wird dem Volke der Juden unter allen andern Völkern eine besondere Sendung zuteil. Aus dieser Zielsetzung auf Christus hin, die dem Gesetze eigen ist, leitet Paulus die *Würde* und die *Hinfälligkeit* des Gesetzes zugleich her (vgl. Röm. 3,31). Die *Würde*, weil das Gesetz selber schon Heilstat Gottes ist, selber schon beginnende Erlösung; die *Hinfälligkeit*,

weil das „Gesetz nichts zur Vollendung gebracht hat“ (Hebr. 7,19), weil es seinem Wesen nach unvollendet ist, seinem Wesen nach auf etwas Zukünftiges hinweist. Darum muß auch das, was im Gesetze rein vorbereitenden Charakter hatte, nach eingetretener Erfüllung wegfallen. Wir wissen, welch leidenschaftlichen Kampf Paulus dafür geführt hat, daß durch den Tod Christi Beschneidung und mosaisches Gesetz nicht mehr verpflichtend seien. Das ist das große Thema des Galaterbriefes, wo Paulus ausruft: Würden wir oder gar ein Engel vom Himmel euch eine andere Heilsbotschaft verkünden, als wir sie euch verkündet haben: verflucht sei er!“ (1,8). „Eine andere Heilsbotschaft“, d. h. eine, nach der die Erlösung nur für den wirksam wäre, der Beschneidung und Gesetz auf sich nimmt (vgl. 2,15–21). Die gleiche Erkenntnis ist in Petrus, dem Haupt des Apostelkollegiums, aufgebrochen, nachdem er die Erscheinung von den unreinen Tieren gesehen hat, und ins Haus des Heiden eintretend spricht er: „Ihr wißt, für einen Juden bedeutet es einen Verstoß gegen das Gesetz, sich mit jemand aus fremdem Stamme einzulassen und ihn zu besuchen. Aber Gott hat mir gezeigt, daß ich keinen Menschen gemein oder unrein nennen darf“ (Apg. 10,28), d. h. daß die levitischen Reinheitsvorschriften hinfällig geworden sind. — Wegen dieser dem Gesetze wesentlichen Unvollkommenheit kann Paulus sogar von einer gewissen Tragik des Gesetzes sprechen, weil das Gesetz klare *Forderungen* stellte, ohne die *Gnade* zu ihrer Erfüllung zu vermitteln, und daher die Sünde in der Welt vergrößerte (Röm. 5,20).¹⁾ Diese Gnade wurde durch Jesus Christus gebracht, und daher die Antithese „Gesetz : Gnade“, die wir im Neuen Testament (bei Paulus und Johannes) finden und die der Evangelist Johannes im Prolog seines Evangeliums in die klassische Formel gekleidet hat: „Das Gesetz ward durch Moses gegeben, die Gnade und die Wahrheit aber kam durch Jesus Christus“ (Joh. 1,17).

Weil Jesus Christus die Heilige Schrift des Alten Bundes auf sich bezieht, fühlt er sich ihr im ganzen Ablauf seines irdischen Lebens verpflichtet, von seinem Anfang bis zu seinem Ende. Weil er in der Schrift als Nachkomme Davids angekündigt ist, will er in Bethlehem, der Heimat Davids, geboren werden (vgl. Mt. 2,5f); und bei seiner Gefangennahme, wie er in sein Leiden geht, erklärt er: „Dies ist alles so gekommen, damit sich die Schriften der Propheten erfüllen“ (Mt. 26,56). Wohl könnte er zu seiner Verteidigung zwölf Legionen Engel herbeirufen, „aber wie würde dann die Schrift in Erfüllung gehen, wonach es so kommen muß?“ (ebd. V. 54). Des öfteren bemerken die Evangelisten, daß Jesus dieses und jenes tat oder daß dieses und jenes geschah, damit die Schrift erfüllt werde, bis zum letzten Essigtrunk am Kreuz, der ihm gereicht wurde, „damit die Schrift erfülle bis zum letzten“, wie der Evangelist Johannes sagt (*hina teleiôthê hê graphê*: 19,28). Und sowie dies geschehen ist, kann er sprechen: *tetelestai* „Es ist vollendet“ (Joh. 19,30).

So steht Christus an der Wende des alttestamentlichen Gesetzes. Er beobachtet es einerseits, als Ausdruck des göttlichen Willens für sein Volk. Er läßt sich beschneiden, am vierzigsten Tage im Tempel opfern, hält sich an die Fest- und Speiseordnung des mosaischen Gesetzes, so daß Paulus von ihm sagt: „Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, von der Frau geboren und dem Gesetze untertan“ (Gal. 4,4). Aber er fügt sogleich hinzu: „Sollte

1) Röm. 7,7–11, wo ähnliche Gedanken entwickelt werden, möchte ich nicht auf das mosaische Gesetz als solches beziehen, sondern auf jedes göttliche Gesetz, einschließlich des Naturgesetzes.

er doch alle, die unter der Gesetzesherrschaft standen, loskaufen, damit wir die Kindschaft Gottes empfangen" (V. 5): Gerade durch sein unter dem Gesetze stehendes Erdenleben hob er das Gesetz über sich selbst hinaus, indem er die Heilsordnung herbeiführte, die das Ziel des ganzen Gesetzes gewesen war. Christus war sich voll bewußt und ließ auch seine Zuhörer nicht im Unklaren darüber, daß sich in ihm die Schriften erfüllten. Wir kennen alle die denkwürdige Szene in der Synagoge von Nazareth. Er hat sich zum Vorlesen gemeldet. Man reicht ihm die Rolle des Propheten Isaias. Er öffnet sie, wie aufs Geratewohl, und stößt auf die Stelle:

„Der Geist des Herrn ist über mir,
denn er hat mich gesalbt
und mich gesandt, den Armen Frohbotschaft zu
Befreiung zu künden den Gefangenen, [bringen,
den Blinden neues Augenlicht,
Geschundene in Freiheit zu entlassen,
auszurufen ein Gnadenjahr des Herrn.“

Der Evangelist berichtet: „Da rollte er das Buch zusammen, gab es dem Diener zurück und setzte sich, während aller Augen in der Synagoge gespannt auf ihn gerichtet waren. So hub er an, zu ihnen zu sprechen: Heute ist dieses Schriftwort, wie ihr es gehört habt, zur Erfüllung gekommen" (Lk. 4,16—21). In den johanneischen Streitreden brandmarkt es Christus als Widersinn, an die Schrift des Alten Bundes zu glauben, aber nicht an ihn: „Ihr durchforscht die Schrift, weil ihr darin ewiges Leben zu finden meint — dabei zeugt sie doch von mir" (5,39). „Meinet nicht, ich wolle euch beim Vater verklagen! Einer ist es, der euch anklagt: Moses, auf den ihr eure Hoffnung gesetzt habt. Würdet ihr nämlich Moses glauben, so würdet ihr auch mir glauben: über mich hat er ja geschrieben!" (5,45f). Aus der Schrift belegt Jesus gegenüber seinen Gegnern seine Sendung: „Habt ihr nie in der Schrift gelesen:

Der Stein, den die Bauleute verwarfen,
gerade er ist zum Eckstein geworden.
Vom Herrn wird dies vollbracht,
und wunderbar ist es in unseren Augen.“

Er wendet damit ein Wort auf sich an, das in Ps. 118,22 vom Volke Israel gesagt ist, und gibt damit zu erkennen, daß er die Erfüllung Israels ist (Mt. 21,42; vgl. Apg. 4,11) und dieses der werdende Christus. Ebenso beruft er sich auf die Schrift des Alten Bundes um seine göttliche Würde darzutun. Wie die Pharisäer ihm auf seine Frage die Antwort geben, der Messias müsse Davids Sohn sein, hält er ihnen entgegen: „Wie könnte ihn denn David im Geiste seinen Herrn nennen, da er sagt:

Es sprach der Herr zu meinem Herrn:
setze dich zu meiner Rechten,
bis ich deine Feinde dir zu Füßen lege.

Wenn ihn also David seinen Herrn nennt, wie kann er dann sein Sohn sein?" (Mt. 22,41—45). — Daß Jesus das Gesetz ablöst und an seine Stelle tritt, erklärt er auch, wenn er sich als den Weg, die Wahrheit und das Leben bezeichnet (Joh. 14,6), denn diese drei Ruhmestitel: Weg, Wahrheit und Leben zu sein, waren im Alten Bunde dem Gesetze beigelegt worden (Ps. 119,1.35.37; vgl. Karrer). Und wenn er sich als den wahren Weinstock bezeichnet (Joh. 15,1), so ist die Anspielung auf Sir. 24,17 offenkundig, wo die Weisheit des alten Gesetzes ein fruchtbarer Weinstock genannt wird (Karrer).

Die Apostel bekennen, daß es ihnen erst nach dem Tode Christi richtig zum Bewußtsein kam, wie sich in ihm die Schrift erfüllt habe (vgl. Joh. 20,9). Dann aber ist Christus als Erfüllung der Schrift das große Thema ihrer Predigt. Matthäus beginnt sein Evangelium mit

dem Stammbaum Jesu, den er bis auf Abraham zurückführt, und macht so aus seinem Evangelium ein *sèphèr thòledòth*, ein „Buch der Zeugungen“, wie das Geschichtswerk des Alten Testaments ein großes *sèphèr thòledòth* ist, um zu zeigen, daß diese Zeugungsreihe an ihrem Endziel angekommen ist. Und darin, daß Jesus Kapharnaum am See zum Mittelpunkt seines gnadenvollen Wirkens machte, sieht er das Wort des Propheten Isaias erfüllt:

„Land Zabulon und Land Nephtali,
Land am See und im Osten des Jordan,
Galiläa der Heiden:
Das Volk, das in Finsternis saß,
sieht nun ein großes Leuchten;
die im Schattenland des Todes saßen,
denen ist aufgegangen ein Licht" (Mt. 4,12ff).

Sogleich, wie die Apostel nach der Herabkunft des Heiligen Geistes am Pfingstfeste ihre Predigt von Christus beginnen, berufen sie sich auf die Erfüllung der Propheten. So erklärt Petrus: „Die Propheten insgesamt, von Samuel an und den folgenden, haben diese Zeit vorausgesagt“, und er begründet daraus, daß das Heil zuerst den Juden angeboten werde, weil sie die Kinder der Propheten seien (Apg. 3,24f). Ebenso sagt er im Hause des Cornelius von Christus: „Ihm geben alle Propheten Zeugnis, daß jeder, der an ihn glaubt, durch seinen Namen Vergebung der Sünden empfängt" (Apg. 10,43). Paulus beginnt daher seine Heilspredigt an allen Orten, wohin er auf seinen Reisen kommt, stets in der Synagoge, wo er an die Heilige Schrift des Alten Bundes anknüpfen kann (Apg. 13,5.14; 14,1 „in gewohnter Weise"; 17,2 „nach seiner Gewohnheit"; vgl. 18,4.19; 19,8), und wie er als Gefangener nach Rom kommt, bittet er zuerst die Häupter der Juden zu sich (Apg. 28,17). Die Jünger haben daher auch gar keine Hemmungen, noch immer den Tempel zu besuchen (Apg. 2,46; 3,1), denn sie kennen keinen Riß zwischen Altem und Neuem Bund. Der Evangelist Philippus legt dem äthiopischen Kämmerer die Schrift des Propheten Isaias aus und bereitet ihn so auf die Taufe vor (Apg. 8,26ff). Die Urkirche bezieht in ihrem Beten Ps. 2 auf Christus:

„Warum toben die Heiden und sinnen Eitles die Völker?

Es erheben sich die Könige der Erde,
es tun sich zusammen die Großen

gegen den Herrn und seinen Gesalbten Apg. 4,52f).

Ja, die Apostel sehen so sehr im ganzen Alten Testament Christus, daß sie auch Stellen aus dem Alten Testament auf ihn beziehen, die nicht eigentlich von ihm gesagt waren, so wenn Petrus aus Ps. 16,10 „Du wirst mich nicht im Totenreiche lassen und deinen Heiligen nicht schauen lassen die Verwesung" für die Auferstehung Christi von den Toten argumentiert (Apg. 2,24ff; ebenso Paulus Apg. 13,35). Für das messianische Verständnis der alttestamentlichen Schriften durch die Urkirche und ihre Auswertung ist eine Feststellung, die die neuere Forschung gemacht hat, besonders bedeutsam: daß Lukas beim Verfassen der Apostelgeschichte eine alttestamentliche messianische Zitatensammlung zur Verfügung gehabt haben muß.¹⁾

Der eindringlichste Zeuge für die Erfüllung der alttestamentlichen Schriften in Jesus Christus ist wiederum Paulus, sowohl in seiner mündlichen Predigt wie in seinen Schriften. In der Synagoge von Antiochia in Pisidien rekapituliert er die Geschichte Israels bis zum Erscheinen Jesu Christi, von dem er

¹⁾ cf. L. Cerfaux, Citations scripturaires et tradition textuelle dans le Livre des Actes (Aux sources de la tradition chrétienne: Mélanges offerts à M. Maurice Goguel. Neuchâtel 1950, 43—51).

sagt: „Die Bewohner Jerusalems und die Führenden haben ihn erkannt und mit *ihrem Richterspruch die Worte der Propheten erfüllt*“ (Apg. 13,27). Über die Predigt des Paulus in Thessalonich schreibt Lukas: „Er erschloß ihnen die Schrift und führte daraus den Nachweis, daß der Messias leiden und von den Toten auferstehen mußte: So ist denn dieser Jesus, den ich euch verkünde, der Messias“ (17,3). Den Römerbrief beginnt Paulus mit den Worten: „Paulus, ausgesondert für Gottes Heilsbotschaft, die er im voraus durch seine Propheten in den Heiligen Schriften verheißen hat: (nämlich) von seinem Sohne Jesus Christus“ (Röm. 1,1f). In seinen Darlegungen über die wahre Rechtfertigung schreibt er: „Jetzt ist die Gerechtigkeit Gottes offenbar geworden, die vom Gesetz und den Propheten bezeugt wird: jene Gerechtigkeit Gottes, die durch den Glauben an Jesus Christus kommt (Röm. 3,21f). In diesem Sinne dienen die prophetischen Schriften auch jetzt noch zur Verkündigung Christi: Paulus nennt die Botschaft von Jesus Christus die „Offenbarung des Geheimnisses, das durch Weltzeiten verschwiegen, jetzt aber *mit Hilfe der prophetischen Schriften* allen Völkern kundgemacht wird“ (Röm. 16,25)). Vor dem Statthalter Festus und Agrippa II. erklärt er: „Ich sage nichts, als was die Propheten und Moses angekündigt haben: daß der Messias leiden werde, um als Erstling der Auferstehung der Toten die Botschaft des Lichts zu bringen dem Volke (Israel) und den Heiden (Apg. 26,22f). Die Juden in Rom suchte er, wie Lukas berichtet, „von früh bis in den Abend hinein vom Gesetze des Moses und von den Propheten her von Jesus zu überzeugen“ (Apg. 28,23). Ja, weil die Schriften des Alten Bundes Christus enthalten, kommt ein Bekenntnis zu diesen Schriften geradezu einem Bekenntnis zu Christus gleich (wie tröstlich ist das für uns!), wie Paulus es vor dem Statthalter Felix ablegt: „*Ich glaube an alles, was dem Gesetz entspricht und bei den Propheten steht*“ (Apg. 24,14). Es ist dies nicht nur ein Bekenntnis mit dem Munde, sondern ein Martyrerbekenntnis, denn — so bekennt er vor den Juden in Rom —: „*Um der Hoffnung Israels willen trage ich diese Ketten*“ (Apg. 28,23). Wir könnten uns keinen kürzeren und ergreifenderen Ausdruck seiner Treue sowohl zu den Schriften des Alten Bundes wie zu Christus denken, als diesen!

„Das Gesetz ward durch Moses gegeben, die Gnade und die Wahrheit aber kam durch Jesus Christus“, so sagt, wie wir sahen, Johannes (Joh. 1,17). Nicht nur die Gnade durch die Ausführung des Heilswerkes, sondern auch die Wahrheit. Damit kann nicht gemeint sein, die Schriften des Alten Bundes hätten nicht die Wahrheit enthalten; im Gegenteil: Wie Christus die im Alten Testament formulierten Gebote zum Anlaß nahm, um seine sittlichen Forderungen zu entwickeln, indem er ihnen einen tieferen Sinn gab, so knüpfte er auch die *Wahrheiten*, die er offenbaren wollte, an bereits im Alten Testament geoffenbarte Wahrheiten an, indem er diese ebenfalls in einem neuen und tieferen Sinn auslegte. Wie er über die Auferstehung der Toten befragt wird, gibt er zur Antwort: „Habt ihr nicht gelesen, was Gott euch sagen wollte, als er sprach: Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs? Gott ist ja nicht ein Gott von Toten, sondern von Lebendigen“ (Mt. 22,31f). Gewiß wollte Gott, als er sich aus dem Dornbusch dem Moses als der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs zu erkennen gab, sich nicht zur Auferstehung der Toten äußern, sondern nur sagen, er sei der gleiche Gott, dem die Patriarchen gedient hatten. Aber Christus führt den Inhalt dieser Worte weiter: Wenn die Patriarchen Gott gedient haben,

wenn sie für ihn gelebt haben, so können sie für ihn nicht tot sein, sondern müssen sie für ihn weiterleben: Er holt also aus den Worten von Ex. 3,6 eine neue dogmatische Wahrheit heraus. — Seine Gottessohnschaft beweist er unter Berufung auf Ps. 110,1, wovon wir bereits vorhin sprachen. Dort sagt der Psalmist vom König, seinem Herrn:

„Der Herr sprach zu meinem Herrn:
setze dich zu meiner Rechten,
bis ich deine Feinde dir zu Füßen lege.“

Christus bezieht das Wort auf sich, um darzulegen, daß er mehr sei, als nur *David's Sohn* (Mt. 22,41ff). Ein ähnliches, für uns etwas erstaunliches exegetisches Vorgehen erwähnt der Evangelist Johannes aus den Streitreden: Die Juden werfen Jesus vor, er mache sich zu Gott, obschon er nur ein Mensch sei. Da zitiert Jesus Ps. 82,6, wo Gott die übermütig sich gebärdenden Machthaber ironisch Götter nennt, um daraus den Schluß zu ziehen: Wenn die Schrift schon Menschen Götter nennt, darf sich dann nicht der, der sich in der Welt als Gesandter des himmlischen Vaters ausgewiesen hat, Sohn Gottes nennen? (Joh. 10,33ff).

Ebenfalls bei Johannes (3,5) finden wir die Lehre über das Sakrament der christlichen Initiation, die Taufe, die als Wiedergeburt aus Wasser und Geist bezeichnet wird, und damit erklärt Christus, was Ezechiel meinte, als er weissagte, Gott werde sein Volk mit reinem Wasser besprengen und seinen Geist in ihr Inneres legen (Ez. 36,25—27). Und Johannes macht sich selber diese Lehrmethode zu eigen in seinem Prolog, um die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater darzutun: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und war selbst Gott“ (Joh. 1,1). In den Weisheitsbüchern des Alten Testaments erscheinen Wort und Weisheit Gottes, die einander gleichgestellt sind, „bei Gott“ oder „vor Gottes Thron“ (vgl. Karrer, Anm. zu Joh. 1,1). Johannes nimmt den Gedanken auf und vollendet ihn, indem er erklärt, dieses Wort Gottes, das bei Gott ist, sei selber auch Gott. Und dann läßt er den Hymnus weiter aufsteigen bis zur Gipfelhöhe: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat bei uns gezeltet“: Jesus Christus ist dieses göttliche Wort, insofern es Fleisch geworden ist! (V. 14). Wie zeigt sich doch gerade in dieser Lehrmethode Christi und der Apostel vom Alten Testament her die Weisheit des göttlichen Waltens, das den Menschen nicht vergewaltigt, sondern ihn mit Milde und Geduld zu seinem Ziele führt!

Zum Schlusse dieser Betrachtung müssen wir einen Blick werfen in das letzte Buch des Neuen Testaments: die Geheime Offenbarung. In keinem Buch der Heiligen Schrift greifen Altes und Neues Testament so ineinander wie in diesem. Johannes spricht hier überhaupt nur in Ausdrücken und Bildern aus dem Alten Testament: Ein Symbol der Einheit der beiden Testamente: die Synagoge als die beginnende Kirche, die Kirche als die vollendete Synagoge. Da sieht Johannes um den Thron Gottes vierundzwanzig Sitze und auf den Sitzen vierundzwanzig Älteste, angetan mit weißen Gewändern, und mit goldenen Kränzen auf den Häuptern (4,4; vgl. auch die 144 000 in 7,4: „die Vollzahl der Erlösten Israels“ [Karrer]). Sie sind die Vertreter des Heilsvolkes auf Erden vor dem Throne Gottes: vierundzwanzig: zweimal zwölf, im Hinblick auf die zwölf Stämme Israels, in doppelter Zahl, weil sie die Gläubigen des Alten und Neuen Bundes vertreten: *die Kirche aller Zeiten, die Gemeinschaft aller, die ehrlichen Herzens an die Erlösung Israels glauben — für uns eine trostvolle Zuversicht.*

2. Die Bedeutung des Alten Testaments für den Christen

Mit Erlaubnis des Herder-Verlages bringen wir im Folgenden aus seinem 1952 erscheinenden Werk *Lexikon der religiösen Zeitaufgaben* den Artikel über „Die Bedeutung des Alten Testaments für den Christen“, weil wir meinen, daß hier das für die Unterrichtung des Christen Wesentliche knapp zusammengefaßt ist und sich so unsere Leser auch gleich ein Bild von der besonderen Absicht dieses neuartigen Lexikons machen können.

Wer Gott ist, was Gott will, wie alle Geschichte von Einzelmenschen und Völkern zuletzt Heilsgeschichte ihres Verhältnisses zu Gott ist, von Seinem Urgeheiß anhebt (Gen. 1,28; 2,17) und im Erfülltwerden Seiner Verheißung ausmündet (Gen. 3,15; 12,3 — Dan. 7,13f; Is. 19,24f.), das hat Sein Heiliger Geist mit ungeschminkter Wirklichkeitstreue in der Bibel des Alten Bundes aufzeichnen lassen.

„Zur Überführung wie zur Weisung“ (2. Tim. 3,16; vgl. 1. Kor. 10,6) d. h. als abschreckende wie als anfeuernde Beispiele, finden wir hier die ‚Urgestalten‘: des Brudermörders Kain, des schamlosen Cham (Ham) des titanischen Nemrod (Nimrod) (Gen. 10,8ff; unentbehrlicher Hintergrund für Gen. 11), des genußsüchtigen Esau, des religiös revolutionären Kore (Korach), des usurpatorischen Abimelech, des ungehorsamen Saul, des verräterischen Achitophel (samt dem von ihm verratenen rebellischen Absalom) der baalsdienerischen Jezebel und Athalja, des verblendeten Holofernes, des ‚antisemitischen‘ Haman samt vielen anderen auf der einen, gottesfeindlichen Seite. Ihnen gegenüber als beständige Gottesfreunde den unschuldig hingeschlachteten Abel, den wunderbar entrückten Enoch (Henoch), den vertrauensvollen Noe (Noah), den gläubig gehorsamen Abraham, den unverführbaren und edel verzeihenden Joseph, den gewaltigen Führer und Fürsprech seines Volkes Moses, als Vollender seines Werkes den sieghaften Jesus-Josue; auch große und kluge Frauen wie die Richterinnen Deborah, die David vom Mord abhaltende Abigail und die heroische Judith. Zwischen beiden jene uns gewöhnlichen Adams- und Evakindern in ihrer Schwäche am meisten verwandten, oft so zwielichtumhüllten begnadeten Sünder: Den überschaulichen Jakob, der seine Betrügereien lange büßen muß und doch zuletzt ein bewährter Gottesstreiter: „Israel“ heißen darf; den durch mannigfache Schuld hindurch bis zur freiwilligen Hinnahme unverdienten Unrechts hindurchgeläuterten Juda (Gen. 44,18 ff); den bei der Herabzerrung des unsichtbaren Himmelsherrn zum orgiastisch verehrten Stierbild kläglich „mitmachenden“ und dennoch in seiner Priesterwürde unvertretbaren Aaron (Lev. 10; Num. 16); die trotz höchster Begnadung durch ihre Sinnlichkeit stürzenden und strauchelnden, aber dennoch wieder aufgerichteten Simson und David; und all die großen meist sehr menschlich-allzumenschlichen Prophetengestalten von Samuel, Nathan, Elia, Elisäus zu Amos, Isaias, Jeremias, um nur die Größten zu nennen. In ihren kündenden, richtenden, lehrenden und den Gebets-Worten, die weit über den Psalter hinaus allenthalben laut werden, ist jene sich Schritt für Schritt (etwa zum Auferstehungsglauben hin) entfaltende Fülle der religiösen Wahrheitskundgabe ausgebreitet, zu der sich die des Neuen Testaments verhält wie der vollendende Schlußstrich zu einer Figur, die erst durch diesen ihre letzte Erklärung erfährt. (An einem Einzelbeispiel durchgeführt bei K. Thieme, Jeremias, Freiburg 1947).

Schon rein menschlich gesehen, liegt hier ein Schrifttum vor, mit dem sich kein anderes vergleichen kann. Selbst dezidierte Nichtchristen bekunden manchmal Sinn dafür wie Goethe, welchem das Alte Testament „wegen seiner Eigentümlichkeit ganz be-

sonders von jeher zugesagt hatte“ (Dichtung und Wahrheit IV) und Nietzsche, der (in ‚Jenseits von Gut und Böse‘) erklärt, es gebe da „Menschen, Dinge und Reden von einem so großen Stil, daß das griechische und indische Schrifttum ihm nichts zur Seite zu stellen hat . . . Der Geschmack am Alten Testament ist ein Prüfstein in Hinsicht auf groß und klein“.

Die unbeschönigte Wahrheit über den Menschen vor Gott, wie das Alte Testament sie bietet, hat nun freilich auch immer wieder Argernis erregt. Wie Griechen und Römer die Religion des Alten Bundes verdrehten (Apion, Tacitus), so hat einer der berühmtesten Häresiarchen des 2. Jahrhunderts, Marcion, den darin Offenbaren als bösen Schöpfer einer schlechten Welt dem in Jesu kundgewordenen Gott der Liebe unter kräftiger Umfälschung aller widersprechenden neutestamentlichen Aussagen entgegengestellt — und darin bis heute Nachfolger gefunden (Harnack, Rosenberg u. a.); gelehrte Außenseiter versuchten umsonst, die vertiefende Auseinandersetzung des Alten Testaments mit dem Geistesgut Babylons und Ägyptens in epigonenhafte Abhängigkeit umzudeuten (Panbabylonismus in *Fr. Delitzsch*, Die große Täuschung, etc.).

Hängen geblieben ist von all diesen kleinlichen Kriteleien bei den Halbgebildeten das Vorurteil desenthaltend das Wort „alttestamentarisch“ für ‚minderwertig‘, ‚unterchristlich‘ und dergl. mißbraucht wird. Man stößt sich an einem von idealistischer Verbrämung unangekränkelten Gottes- und Menschenbild, das den ausschließlich ‚lieben Gott‘ und den ‚guten Menschen‘ der Moderne als Wunschphantasien bloßstellt. Überdies erkennt man, daß etwa der wie manche andere wirklich ‚unterchristliche‘, aber auch keineswegs dem Alten Testament eigentümliche Satz ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘ als Rechtsregel aus dem vorderasiatischen gemeinen Recht in Moses ‚Gesetzes-Sammlung‘ einfach ‚eures Herzens Härte halber“ übernommen ist (wie z. B. römisches Recht in Gesetzbüchern christlich-abendländischer Völker), Jahwe selbst aber im Alten Bunde genau das gebietet, was Jesus im Neuen Testament bekräftigt, sich nicht zu rächen (Lev. 19, 18; Matth. 5, 38—48). Auf dem Gebiet der Sittlichkeit also findet sich durchs NT das AT bestätigt, indem jede vom mosaischen Kodex im Sinn eines ‚kleineren Übels‘ um der äußeren Durchsetzbarkeit einer öffentlichen Rechtsordnung willen zugestandene Konzession an das sündhafte Menschenherz von Jesus Christus als vor Gottes Gericht ungültig beiseite geschoben und auf den eben derselben Schrift des Alten Testaments entnehmbaren ursprünglichen Gotteswillen zurückgegriffen wird (Matth. 19,8: „Im Anfang war es nicht also!“) Hier ist die Bergpredigt der autoritative Kommentar, der uns zeigt, wie Gott Sein Gesetz im Alten Bunde letztlich gemeint — und was der Mensch daraus gemacht hat und stets wieder zu machen versucht ist.

Auf dem Gebiet der Glaubenslehre aber liefert eben dadurch das Alte Testament zunächst schon den Beweis, daß nicht einmal die Offenbarung einer unübertrefflich guten Gottes-Weisung den gefallenen Menschen zu erlösendem Handeln bringt, weil ihn der Gebots-Charakter dieser Weisung (das: ‚Du sollst nicht‘ . . .! Röm. 7) zu offenem Widerspruch oder — schlimmer — ihre notgedrungene Spezialisierung in Einzelvorschriften ihn zu heuchlerischer Buchstabengerechtigkeit verlockt (Matth. 23,23 ff). „Die Erde kann nicht von der Erde aus erlöst werden“, muß selbst Buber notgedrungen zugeben.

Daß sie es aber auch nicht *muß*, daß Gott Selbst als ihr Erlöser eingreifen will und wie — *auf Erden!* —, das ist die große Verheißung, die der Auferstandene seine Jünger „in Moses' Gesetz und Propheten und Psalmen“ finden lehrte (Luk. 24,44). Und darum erkennen wir im aus religiöser Eifersucht ermordeten Abel das ‚Vorbild‘ unsres Herrn, in der Arche Noe das der Kirche; und immer wieder das Christi: in Isaak, der das Holz trägt, auf dem er vom eignen Vater geopfert werden soll; in Josef, der von seinen Brüdern an die Fremden verraten, unter ihnen verehrt wird und zuletzt den reuigen Brüdern verzeiht; in jenem Jesus-Josue, der sein Volk endlich ins Gelobte Land heimführt, in Melchisedech von Jeru-

salem, im Bethlehemiter David, im Friedenskönig Salomo, im mordumdrohten Propheten Jeremias, im abermaligen Heimkehr des Gottesvolkes anführenden Hohenpriester Jesus (Zach. 3,8), im geheimnisvollen leidenden Gottesknecht der Isaias-Prophezie und in vielen andern, deren ‚typische Züge‘ zusammengesetzt gleichsam ein Mosaik-Bild des Einen ergeben, auf den alle Prophetie hinweist, direkt durch das ihn verheißende Wort oder indirekt durch eben jene Vorbilder, jene ‚Typen‘, die Gott vorweg erscheinen ließ, um wiedererkennbar zu sein, wenn Er in Jesus Mensch werden würde. — Das also ist das Letzte, was das Alte Testament dem Christen zu verkünden hat.

3. Der Riß

Eine Deutung des 14. (13.) Psalms von Martin Buber

Um wenigstens eine kleine Probe von der ungemein tiefen Bibel-Auslegung Martin Bubers zu geben, die an andrer Stelle dieses Rundbriefs (S. 25) gewürdigt wird, entnehmen wir seinem neuen Buche ‚Recht und Unrecht. Zur Deutung einiger Psalmen‘ den folgenden Text.

Des Chormeisters, von David

Der Schändliche spricht in seinem Herzen:
„Da gibts keinen Gott!“
Verderbt, greulich ward ihre Sitte,
keiner ist mehr, der Gutes tut.

Vom Himmel nieder lugt ER
auf die Menschenkinder,
zu sehn, ob ein Begreifender west,
ein nach Gott Fragender.

Alles ist abgewichen,
angefault sind sie mitsammen,
keiner ist mehr, der Gutes tut,
auch kein einziger mehr!

Haben sie's nicht erkannt,
die Harmwirker alle,
die verzehren mein Volk:
sie verzehren ein Brot,
drüber IHN man nicht anrufen kann!

Dort, sie schrecken zusammen im Schreck,
denn Gott ist im bewährten Geschlecht:
„Den Ratschlag des Gebeugten
wolltet ihr beschämen?“
Ja, ER ist seine Burg.

Wer gibt vom Zion her
Befreiung Israels!
Wann kehren läßt ER
Wiederkehr seinem Volk,
wird Jakob jauchzen,
wird sich Israel freuen.

Wenn man diesen Psalm flüchtig liest, dann kommt er einem (abgesehen von einzelnen unsicheren Stellen) einfach genug vor. Der Sprecher — so meint man — redet von Israel und den Völkern. Die Völker sind „schändlich“ und gottlos, ihre Sitte ist „verderbt“ und „greulich“, unter ihnen ist, wie Mal um Mal wiederholt wird, kein einziger, der Gutes tut, keiner mehr begreift, was Gott vom Menschen will, keiner fragt nach Gott und seinem Walten, alle sind sie von ihrer ursprünglichen, in der Schöpfung gewollten Menschlichkeit „abgefallen“, ihre Gesamtheit ist, wie verdorbene Milch, „zersetzt“. Im Gegensatz dazu wird anscheinend das Volk Israel, das von der Gemeinschaft dieser Missetäter „gebeugt“ und „verzehrt“

wird, als ein „bewährtes Geschlecht“ bezeichnet, dessen Zuflucht Gott ist und das er von den andern „befreien“ und in seiner einstigen Herrlichkeit wiederherstellen wird. Es gibt der Juden nicht wenige, die diesen Psalm so verstanden, als eine in ihrer krassen Verallgemeinerung zwar ungerechte, doch aber wahrheitshaltige Schilderung der historischen Menschenwelt und des Platzes empfinden, den das jüdische Volk in ihr einnahm und einnimmt. Nichts ist, zumal in unserem Zeitalter, verständlicher, nichts ist verkehrter.

Nirgends in den Psalmen noch in der Schrift überhaupt ist, wenn ein so allgemeiner Ausdruck gebraucht wird wie hier: „der Schändliche“, der Heide zum Unterschied vom „Juden“ gemeint; nirgends deutet die Bezeichnung „die Menschenkinder“ auf die fremden Völker im Gegensatz zu Israel hin, stets sind es eben die Menschen, von denen die Rede ist, die Menschen in der Welt schlechthin oder auch die Menschen in dem Ländchen, das die Heimat der biblischen Sprecher ist. Es gehört trotz allem eine erbärmliche Selbstgerechtigkeit dazu, das große Bild von Gott, der vom Himmel zur Erde niederschaut und nach einem einzigen Menschen auslugt, der nach ihm fragt, so zu verstehen, daß der Herr von all seinen Juden hochbefriedigt sei und unter ihnen gar keine Musterung zu halten brauche, wogegen die Völker nur eben die dunkle Folie zu solch einem Strahlenglanz ergäben. Es nutzt da auch nichts, das Bekenntnis zu Gott als das unterscheidende Merkmal herauszugreifen. Alle wesentlichen biblischen Sprecher sind, wie Jeremia, zu „Prüfern“ eingesetzt, die das pathetische Lippenbekenntnis daraufhin untersuchen, in welchem Maße es in die Wirklichkeit des persönlichen Lebens eingeht, und keiner von ihnen hätte vermocht, einem gottvoll schwätzenden und gottlos lebenden Juden einen Vorzug vor einem es umgekehrt haltenden zuzubilligen.

Aber, so wird alsbald eingewendet werden, der Psalmist bezichtigt die Missetäter doch eben ausdrücklich dessen, daß sie sein Volk verzehren; also stehen sie außerhalb dieses Volkes. So ist es; aber was er sein Volk nennt, ist nur ein Teil des Volkes, das den Namen Israel führt — jener Teil nämlich, der die zugleich Bewährten und Gebeugten umfaßt; den anderen Teil aber, die Schändlichen, Abgefallenen, welche die Bewährten beugen, zählt er nicht mehr zu seinem Volk. So hat sich hier die prophetische, auf die kommenden Dinge gerichtete Konzeption des heiligen Restes, der das wahre Volk ist, mitten in der Betrachtung der Gegenwart verdichtet. Aber auch der

Blick auf die anderen, die „Zersetzten“, ist ein prophetischer: so, als eine Ganzheit, hat derselbe Jesaja, der den heiligen Rest als solchen wahrnahm, den großen der Verderbnis verfallenen Teil Israels gesehen. Für ihn freilich waren sie „dieses Volk“, und der Rest war eben der „Rest“, für den Psalmisten ist das bewährte Geschlecht das eigentliche Volk, Gottes Volk, und die andern sind eben die andern, aber im Verhältnis sind ihrer so viele, daß sie ihm als „alle“ erscheinen. Abfall der Verderbten bedeutet Zerfall Israels. Was seinem äußeren Aspekt nach als einige Nation erscheint, ist in Wahrheit entzweigerissen, aber von den zweien ist nur eins noch wahrhaft Volk zu nennen, ein lebender Organismus, das andere ist nichts weiter als ein zersetztes Zellengewebe, faulende Volkssubstanz.

Der Psalmist beschreibt das entzweigerissene Israel. Da sind die Presser und da sind die Gepreßten, da die Hochfahrenden und da die Demütigen. Jene sprechen in ihren Herzen: „Da gibts keinen Gott!“ Sie sagen es nicht laut, es dringt von den Herzen nicht zu den Lippen, mit den Lippen bekennen sie ihn. Doch auch im Herzen wollen sie damit nicht die Existenz Gottes bestreiten: warum sollte nicht ein Gott sein, wenn er sich nur nicht darum kümmert, was auf Erden die Menschen treiben! Aber die Wahrheit ist, daß Gott ausschaut, was seine Geschöpfe aus sich machen. Er sieht, wie Menschen Menschen „verzehren“; und das ist (so kann man am ehesten den schwierigen uns vorliegenden Text des 4. Verses verstehen) nicht, wie das „Brot Gottes“ genannte Tieropfer, eine Speise, über der man den Namen Gottes anrufen darf.

Der Psalmist schaut in prophetischer Vision das Kommende: wieder stürzen sich die Abgefallenen auf ihre Beute, da aber schrecken sie zusammen; in einem Schreck, dessengleichen — wie es in der längeren Lesart des 53. Psalmes heißt — es nie gegeben hat: drüben, mitten unter denen, die sie der Willkür preisgegeben wähten, erscheint die Gegenwart Gottes, eben des Gottes, von dem sie wähten, er bleibe dem Menschentreiben fern, der aber in Wahrheit die Zuflucht der Gebeugten ist, und sein Spruch donnert ihnen entgegen.

An diese Stelle knüpft der prophetische Psalmist sein messianisches Gebet und seine messianische Verheißung. Israels Befreiung und sein Heil kann nur „von Zion her“ kommen, und es gibt keinen Sinn, dieses „von Zion her“ topographisch zu verstehen: das Zion der im Lande Israel erfüllten Gerechtigkeit muß gemeint sein. Für den nun wahrhaft zum Volke Gottes gewordenen „Rest“ naht die große Wende. Ein später Psalmendeuter wie ich kommt nicht, wie der Psalmist, mit einer schlichten Zweiteilung Israels zurecht, ebensowenig wie er mit einer solchen Zweiteilung der Menschenwelt zurechtkäme. Er sieht den Riß zwischen dem vergewaltigenden und dem vergewaltigten, den Riß zwischen dem gottgetreuen und dem abtrünnigen Element nicht bloß quer durch jedes Volk, sondern auch quer durch jede Gruppe im Volk, ja quer durch jede Seele gehn. Nur noch in den großen Krisenzeiten wird die heimliche Zerrissenheit eines Volkes offenbar.

(Aus: Martin Buber, *Recht und Unrecht. Zur Deutung einiger Psalmen*. Hrsg. von Hans-Urs von Balthasar. Klosterberg-Basel 1952. Benno Schwabe & Co.)

4. Literatur zum Verständnis des Alten Bundes-Buches

Ein Literaturbericht von Karl Thieme

Unter den getarnten Methoden zur Vernichtung der christlichen Offenbarungsreligion ist eine der diabolischsten, daß man ihr die Wurzeln in der des Alten Bundes abschneidet. Dann verwelkt sie rasch zur Verehrung eines wohlmeinenden, aber ohnmächtigen „lieben Gottes“; ihn im „guten Menschen“ wiederzufinden oder überhaupt erst zu schaffen, erscheint dann als das immer wieder zu erneuernde Werk Jesu von Nazareth oder gar nur einer ‚Christus-Idee‘ in den Köpfen seiner Zeitgenossen; an die Stelle der wirklichen Heilsgeschichte tritt ein gnostizistischer Mythos.

In erster Linie also schon um der Rettung und Reinigung unsres eignen Christenglaubens willen dürfen wir die auf die Dauer für ihn tödliche ‚alttestamentliche Unterernährung‘ nicht fortbestehen lassen, die während der Hitlerzeit dem deutschen Volke aufgezwungen wurde und auch nach dem Wegfall des äußeren Zwanges weithin fortbesteht, vor allem in den breiteren Kreisen, die nur Elementarschulen absolviert haben, mangels ausreichender religiöser Unterweisung, und unter den Halbgebildeten zufolge falschen geschichtlichen Unterrichts. Wird hier Wandel geschaffen, so wird dann sekundär ganz von selbst auch ein neues, richtigeres und respektvolleres Bild vom Alten Gottesvolke in unsrer Mitte verbreitet werden und die grauenhaften Karikaturen verdrängen, die noch heute das Bewußtsein allzuvieler vergiften, wie demnächst in diesen Blättern dokumentiert werden soll.

Denen, die als Eltern, Lehrer und Pfarrer — bzw. zunächst einmal bei sich selbst — in dieser Hinsicht Wandel schaffen helfen wollen, sollen im Folgenden

einige Veröffentlichungen genannt werden, die dazu dienen können. Wir gliedern die etwas überreiche Fülle des Vorliegenden in I. Einführendes Schrifttum, II. Vertiefende Werke, III. Kommentare, Einzeldarstellungen und andere Hilfsmittel.

I. Einführendes Schrifttum

„Vom Umgang mit dem Worte Gottes“ ist Heft 3 der Schriften-Reihe ‚Die Hegge‘ (F. Schöningh, Paderborn, 1948) betitelt, worin der Mitherausgeber *Theoderich Kampmann* ‚Das Alte Testament in der christlichen Unterweisung‘ behandelt (S. 22—36); in all seiner Kürze gehört dieser Beitrag zu dem auch sonst bemerkenswerten Heft zum Besten, was wir über sein Thema kennen dank dem richtigen Leitgedanken: „Wichtiger als eine unmittelbare didaktisch-methodeische Hilfe ist zur Stunde hinsichtlich der Hl. Schrift eine religiös-theologische Sinnerschließung“. Was dann zu solcher geboten wird, möchte man am liebsten ausgiebig nachdrucken. Etwa: Nicht die „religiöse Persönlichkeit“, nicht der Mensch als solcher, sondern „dessen Geschichte mit Gott ist das eigentliche Thema“, gerade schon des Alten Bundesbuches, „Gottes Epiphanie, sein licht-dunkles Erscheinen im Fortschreiten der Geschichte“. Gerade in dieser wirklichen Geschichte dann „erfahren wir ein Stück von uns selbst“, „in der Menschheit, auch in der christlichen, noch ein alttestamentliches Stück, noch eine Wirklichkeit, die unheilig ist, aber nach dem Heile sich sehnt“, „noch unterwegs, selbst im Advent“ sich befindet — und von Gott nach wie vor „nicht nur zum totalen Glauben an seine Person, sondern auch zur totalen Hingabe an sein Gesetz“ — wohlverstanden — verpflichtet ist.

Der geschichtliche Weg im ‚*Zeugnis des lebendigen Gottes*‘ wird auch von Fritz Leist nachverfolgt (Casianeum, Donauwörth 1948). „Erst aus der Geschichte der Offenbarung, wie sie im Alten Testament bezeugt wird, kann das Neue Testament heilgeschichtlich verständlich werden. Jesus steht im Umkreis einer uralten Geschichte. Wie sollen wir ihn und sein Heilswerk verstehen, wenn wir die Vergangenheit nicht kennen, die er zu Ende führt“, schreibt der Verfasser — und schildert dann diese Vergangenheit in ihren großen Zügen von der Sinai-Berufung des Gottesvolkes über Richter- und Königszeit zu den großen Propheten hin (die Apokalyptiker freilich kommen leider zu kurz; zur Ergänzung erlauben wir uns überdies auf die eigne Studie hinzuweisen: ‚*Jeremias, Vaterlandsverräter oder Friedensapostel?*‘; Herder, Freiburg 1947). Breiter (zugleich allerdings auch populärer) geschichtlich, d. h. nach rückwärts bis zu den Patriarchen und nach vorwärts über Makkabäer und Apokalyptiker bis zur Zeit Jesu, führt auch H. Daniel-Rops durch seine ‚*Geschichte des Gottesvolkes*‘ (Herder, Freiburg 1950) in das Verständnis des Alten Bundes dankenswert ein. Systematisch dagegen, nicht historisch, entwickelt ‚*Das Bild Gottes im Alten Testament*‘ ein Büchlein von Martin Rehm (Echter-Verlag, Würzburg, 1951). Obwohl zwangsläufig eine gewisse Einebnung der stufenweisen ‚Epiphanie‘ des Sich Offenbarenden damit verbunden ist und so das Alte Testament weniger als ein Weg zum Neuen, denn als ein auch schon ganz respektable Hölge neben einem himmelhohen Berg erscheint, finden sich im einzelnen vielfach sehr wertvolle Betrachtungen. (Etwa S. 13ff über den Sinn des Namens ‚Jahwe‘ dicht an die — leider nicht genannte — Deutung Bubers heranzuführend; S. 95 über die Feindes-Liebe, wo vielleicht auch ein Wort über die zum ‚Fremden‘ wie zum Nächsten „gleich dir selbst“ und das Rache-Verbot am Platze gewesen wäre; Lev. 19,18.34; gleich Mk. 12,31; vgl. Nr. 8/9, S. 31, Sp. 2 u. Nr. 10/11, S. 10, Sp. 1.) Als ganzes bietet Rehm eine Art ‚Alttestamentliche Theologie im Taschenformat‘, die besonders auch durch die Vergleiche mit andern altorientalischen Religionen apologetisch ähnlich gute Dienste tun mag wie das früher in diesen Blättern angezeigte treffliche Werk von W. Albright, *Von der Steinzeit zum Christentum*. (Vgl. Nr. 8/9, S. 29f!) Schließlich dürfen wir noch verweisen auf ‚*Herders Laien-Bibel zur Einführung ins Bibellesen*‘, die diesen bescheidenen Dienst — so hören wir immer wieder aus dem Kreise der nun schon rund 60 000 Erwerber — gerade auch für das Lesen des Alten Testaments oft erstmals zu leisten vermag.

II. Vertiefende Werke

Unser einführendes Schrifttum in allen Ehren, aber wie weit wird es übertroffen, in welche Präzision der Einzelauslegung, in welche Tiefe der Ergründung des unmittelbaren und geschichtlich zuerst vorfindlichen religiösen Sinns der biblischen Texte, wenn wir nun lesen, wie ‚*Der Glaube der Propheten*‘ von Martin Buber mit souveräner Meisterschaft entwickelt wird (Manesse-Verlag, Zürich 1950).

Man braucht durchaus nicht in allem Wesentlichen mit ihm einig zu sein, kann sogar grundlegende schwere Mängel seines Werkes feststellen wie die Verkennung der Apokalyptik (die erst in ‚*Zwei Glaubensweisen*‘ in ihrer Bedeutung einigermaßen von ihm erblickt wird, vgl. Nr. 10/11, S. 19f), und man muß dennoch dankbar zugeben, daß Buber hier das unsres Wissens bedeutendste Buch geschaffen hat, das überhaupt bisher über das Werden der Religion Alt-Israels etwa zwischen 1500 und 500 vor Christi Geburt existiert. (Also über ein Werden noch dies-

seits des eigentlichen, nachexilischen ‚Judentums‘, dessen ‚Gesetzesreligion‘ Buber ähnlich fern liegt wie seine Apokalyptik, obwohl der volkliche Leib der prophetischen Seele Israels ohne ‚das Gesetz‘ die 24 Jahrhunderte seit Esdras ebensowenig überdauert hätte wie das corpus Christi mysticum die 19 seit Jesus ohne das Papsttum.)

Nachdem er zunächst den ‚Geschichtssang der Debora‘ (Richter 5) als absolut unzweifelhaft historisches Dokument aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend nüchtern analysiert und darin den Rückverweis auf einen schon vorausgesetzten ‚Bund‘ festgestellt hat, findet Buber diesen Bund durch Josue in Sichem „erneuert“ (Jos. 24) und am Sinai — Jahrhunderte vorher — gestiftet, womit er die Hyperkritik, die alles von dort Berichtete in ungreifbare Sage auflösen wollte, zwingend widerlegt. (Ähnlich auch — auf andern Wegen — in seinem ‚*Moses*‘; vgl. unsere Anzeige in Nr. 5/6, S. 24.) Noch weiter zurück — über die Sinndeutung des Jahwe-Namens aus dem brennenden Dornbusch (Ex. 3) in die Patriarchenzeit — tastet die Untersuchung, hier fast zu vorsichtig, in die Vergangenheit, um danach von der Wüstenwanderung — durch Richter-, Königszeit und beginnendes Exil „glaubensgeschichtlich“, vor allem im Worte der Propheten den weiten Weg „von dem verborgenen, dem ‚sich verbergenden‘ zu dem sich offenbarenden“ Gott nachzuwandern. Es ist unmöglich, hier mehr als ein paar fast zufällig herausgegriffene Hinweise auf die Fülle der dabei gewonnenen Einsichten zu geben; etwa auf die Charakteristik des Propheten-Wirkens als „nicht elementarische Aktion, sondern“ kritische, warnende „Reaktion auf die Nichtrealisierung des Gemeinten durch das Volk, durch die Könige“, welche ihren „statthalterlichen Auftrag“ verfehlten“ (S. 101f); auf die Angabe der äußeren Gefährdung durch den Baalskult und der tieferen inneren durch die „Baalisierung Jahwes“ (S. 172), auf die in ihrer Art so treffende Definition des Messias als „der Erfüllende, der endlich den statthalterlichen Auftrag erfüllende Mensch, durch den die Verwirklichung der Volkordnung unter der Führung JHWHs, der Anfang der Weltordnung unter der Führung JHWHs, geschehen wird... eine Gestalt, die nicht aus dem Mythos geholt, sondern aus der Geschichte gewachsen ist“ (S. 220); auf die aus Job, Psalm 73 (72) und dem Trost-Buch (Is. 40ff) entwickelte Lehre vom „Gott der Leidenden“; — und immer wieder auf klärende Worte über biblische Prophetie: „die falschen Propheten machen ihr Unterbewußtes zum Gott, den wahren wird ihr Unterbewußtes von der Hand des wahren Gottes bezwungen, der allem psychisch Vorfindbaren und Erschließbaren unbedingt jenseitig ist“ (S. 257). — Was immer wir über Buber hinaus oder auch — seltener wohl als vorweg erwartet — im Widerspruch zu ihm zum Alten Testament sagen, in ihm gesagt finden mögen, nur, wo sie durch sein Werk hindurch-, nicht, wo sie an ihm vorbeigegangen ist, wird unsre christliche Auslegung künftig ernstnehmbar sein; er hat einen Markstein gesetzt, hinter dem zurückzubleiben unverantwortliche Vernachlässigung unserer Pflicht wäre, in Christi Nachfolge auf ernstnehmbare jüdische Schriftgelehrsamkeit zu hören und ihre Fragen zu beantworten (Luk. 2,46f; vgl. Nr. 12/15, S. 30, Sp. 2 unten!) Nur eben angemerkte sei, daß wir dabei auch um ‚*Die Schrift und ihre Verdeutschung*‘ von Buber und Rosenzweig (Berlin 1936) sowie um beider jetzt bei Hegner wiedererscheinende ‚wortstammtreue‘ Übersetzung ‚*Die Schrift*‘ nicht herumkommen werden, — so wenig wie einst St. Hieronymus um Beratung durch die damaligen Rabbinen, als er die Vulgata schuf.

Wertvoll ergänzt wird Bubers ‚glaubensgeschichtliche‘ heute durch *Martin Noths* politische und kulturhistorische ‚*Geschichte Israels*‘ (Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1950), welche für die Frühzeit zwar vergleichsweise viel zu kritisch und insofern gerade durch Buber weit überholt ist, von der Richterzeit an aber ein im ganzen zuverlässiges und lebendig dargestelltes Bild der Entwicklung bis zu Bar Kochba gibt. (Gerade dessen Zeit freilich scheint sie uns nicht so weit zu erhellen, wie es dank *Bietenhards* eingehender Studie — auf A. Schlatters Spuren — in ‚*Judaica*‘ 1948 möglich gewesen wäre, deren Ergebnisse vielfach zusammentreffen mit des Berichterstatters eigenen, kurz in seinem offenen Briefwechsel mit E. L. Ehrlich — Nr. 12/15, S. 35f —, breiter in ‚*Kirche und Synagoge*‘, Otto Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1945 entwickelten Befunden.) Wertvolle Ergänzung zum biblischen Quellen-Schrifttum bietet das ‚*Textbuch zur Geschichte Israels*‘ von E. Edel, E. Rapp und Kurt Galling (Mohr, Tübingen 1950) aus Dokumenten des außerbiblischen Alten Orients bis zur herodianischen Zeit, vor allem für theologische Seminare bestimmt und geeignet.

Ideale Einheit geschichtlicher und systematischer Gesamtwürdigung der biblischen Offenbarungsreligion finden wir angestrebt in der monumentalen ‚*Theologie des Alten Testaments*‘ von Otto Procksch (Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1950), der reifen Frucht einer Lebensarbeit. Äußerst glücklich in der Anlage verfolgt das Werk nach einer (etwas dünnen) geschichtstheologischen Einleitung zunächst ausführlich ‚Die Geschichtswelt‘ von der ‚altprophetischen Zeit‘, wie die von den Patriarchen bis zu den Richtern zusammenfassend genannt wird, hin zu der des ‚Kirchenstaats‘ vom Exil an, abschließend mit einer endlich einmal etwas weniger lieblosen Würdigung der Apokalyptik, bes. treffend zum ‚Menschensohn‘ der Daniel-Prophezie (S. 416f). Der zweite, systematische Hauptteil des Werkes behandelt dann ‚Die Gedankenwelt‘ unter den brauchbaren Gesichtspunkten: Gott und die Welt (Offenbarung, Schöpfung); Gott und Volk (Gnadenwahl, Kult, Recht, Messias-Hoffnung); Gott und Mensch (Der Glaube, Die Versöhnung, Die Gemeinschaft mit Gott, hier im Tun seines Willens und einst in Ewigkeit).

Das Ganze ist, unbeschadet aller strittigen Einzelheiten, ein grandioses, einigermaßen alles Wesentliche der alttestamentlichen Frömmigkeit umfassendes Gesamtbild. Und doch läßt es die Frage offen: Fehlt hier nicht noch etwas für den christlichen Leser des Alten Bundes-Buchs Entscheidendes?

In der Tat, so unbillig es auch wäre, dem Verfasser von seinen Voraussetzungen her gesehen einen Vorwurf daraus zu machen; und zwar ist es der Hinweis auf die Transparenz der alttestamentlichen Gestalten und des alttestamentlichen Geschehens, ihres typischen oder Vorbild-Charakters, der in diesem Werke, so wie auch sonst heute meist in seinesgleichen, fast durchgängig zu vermissen ist.

So wenig zwar wie Buber, wo dieser den ‚Propheten‘ des Trostbuchs (bei aller Bestreitung des im engeren Sinne christlichen Verständnisses) überaus subtil als „Vorgestalt des Messias“ analysiert (S. 332), verkennt natürlich Procksch den einzigartig typischen Charakter gerade dieses Menschenbildes, das er noch dazu höchst überzeugend in der geschichtlichen Gestalt des Jeremias, des Jesus ähnlichsten unter allen Propheten, verkörpert sieht (S. 589; daß gerade er 2. Makk. 15,14 als himmlischer Fürsprecher seines Volkes vor Gottes Thron auftritt, kann in diesem Zusammenhang kaum genug beachtet werden).

Aber der an sich gar nicht so große Schritt bleibt un-

getan, der von da aus zu einer durchgehenden typologischen Durchleuchtung des AT führen müßte. (In der ‚Geschichte des Theas‘, S. 19—47, wird sie durchaus gebührend gewürdigt; bei seiner Behandlung ist sie — wenn wir recht sehen bis auf eine einzige, bezeichnenderweise nicht einmal im Register vermerkte Stelle, S. 458, Z. 9 v. u. — überhaupt nicht zur Diskussion gestellt.)

Dabei liegt immerhin seit bald 20 Jahren der erste und seit 10 Jahren auch der zweite Teil von *Wilhelm Vischers* ‚*Christus-Zeugnis des Alten Testaments*‘ vor, wodurch die Frage nach dessen der Christenheit 1700 Jahre hindurch selbstverständlichem typologischen Verständnis auch im Protestantismus neu aktualisiert ward. Allerdings hatte Vischer seinen Ansatz wohl etwas zu unmittelbar wählen zu können gemeint, wenn er „die biblische Philologie“ gewissermaßen gradlinig zur Typologie im Sinne des Neuen Testaments führen sah (I,36). Man möchte hier fast von einem ‚methodischen Monophysitismus‘ sprechen, der die göttliche Natur des ‚Wortes‘ schon im (philologischen) Schauen erfassen zu können meint, welche sich doch nur dem geistlichen Verständnis des Glaubens erschließt.

Um so dankenswerter und bedeutsamer ist gerade darum ein Werk, das nun auf breiter Front zu den Ursprüngen des neutestamentlichen typologischen Verständnisses des Alten Testaments innerhalb dieses selbst, von dessen eignen Glaubensvoraussetzungen aus, durchbricht (wie sie den rabbinischen, in *Bonsirven*, *Exégèse rabbinique et exégèse paulinienne*, erörterten, zugrundeliegen), nämlich das Buch von *Jean Daniélou S.J.*, *Sacramentum Futuri*, *Etudes sur les origines de la typologie biblique* (Paris 1950).

In fünf Hauptabschnitten behandelt Daniélou die vorzüglichsten jener in den Ursprüngen stehenden Gestalten und Ereignisse, von denen der entscheidende Satz gilt: „Das ganze Werk der Propheten... erinnert an die großen Taten Gottes in der Vergangenheit; aber es erinnert nur an sie, um den Glauben grundzulegen an seine künftigen Großtaten“ (p. 4; ähnlich p. 132). Es handelt sich um: Adam und das Paradies, Noe und die Sintflut, Isaaks Opferung, Mose und der Auszug, das Geschehen um Josue.

Und nun gilt: „Wie Gott den Menschen ins Paradies gesetzt hatte, so soll Israel erwarten, daß er es wiederum in ein erneuertes Paradies hineinführe“ (p. 4). „... Der erste Mensch regierte über die Tiere (Gn. 2,20). In der messianischen Zeit werden diese dem Menschen wieder unterworfen sein (Ez. 34,28) ...“, das Neue Jerusalem ein erneuertes Paradies.. (Ez. 47, 7—12)“ (p. 5). Weiter: „Die Sintflut erscheint im Alten Testament als ein vergangenes Ereignis, welches Vorbild eines künftigen Ereignisses ist.. Is. 24,18; 28,17f; 54,9.. Das erwartete Ereignis wird eine neue Sintflut sein; wie bei der ersten wird Gott die sündige Welt vernichten; einige aber werden gnadenhalber verschont werden“ (p. 56). Nicht zuletzt „sehen wir die Propheten einen zweiten Exodus ankündigen, dessen Vorbild der erste war, wie sie einen zweiten Untergang ankündigten, wovon die erste Sintflut das Vorbild darstellte“ (p. 132 zu Os. 2,14f; 8,13; 12,7; Is. 43,16ff; 48,21 etc.). „Schon bei den Propheten also treffen wir mehrere Themen an, die zusammen das Bild des künftigen Exodus ergeben: Durchquerung des Meeres, Wüstenwanderung, Wasser aus dem Felsen, Wolkensäule, Neuer Bund. Nun stellen wir fest, daß dies Elemente sind, welche wir im Neuen Testament und bei den Kirchenvätern wiederfinden werden... Diese Feststellung aber ist entscheidend. Sie zeigt uns, daß das Prinzip der

Typologie selbst sich schon bei den Propheten vorfindet" (p. 134). Nimmt man noch hinzu, daß der neue Exodus und Bundesschluß „einen verinnerlichten Charakter zeigt (Jer. 31,33)" — nicht im Sinne einer „erlösten Seele in einer unerlösten Welt", wie sie Buber mit Recht bemängelt, sondern in dem eines vom Innersten der Seele her erlösten und diese Erlösung tätig bewährenden neuen Gottesvolks inmitten einer durch sein Vorhandensein keimhaft erlösten, aber noch von den messianischen Wehen geschüttelten Welt — dann sind alle Voraussetzungen dafür beisammen, um zu begreifen, wie die ersten Jünger das im Alten Testament überlieferte Geschehen als die Real-Prophetie, die Vorbildung, dessen lasen, was sie selbst erlebten: Die Durchgänge durchs Rote Meer (1. Kor. 10,2; p. 153) und durch den Jordan (p. 233ff) als Typen der von eben diesem Jordan ausgehenden Tauf-Bewegung; Pesach, Mannaspeisung und Felsen-Tränkung als Vorbilder der Eucharistie (1. Kor. 5,7; 10,3f; p. 152ff) usw. usw. Eine durchaus mit Daniélou konvergierende Studie *„Der neue Heilsexodus bei Paulus"* von Harald Sahlin (*Judaica* VII,2, S. 121—136) hat dies für den Heiden-Apostel gezeigt; und der Bericht-erstatte meint in derselben Zeitschrift (V,2/3, S. 130 bis 152, 161—182) nachgewiesen zu haben, daß „*Matthäus, der schriftgelehrte Evangelist*" das ganze Evangelium in fünf Bücher eingeteilt hat, die den fünf Büchern der Thora als Bericht von der Erfüllung dessen entsprechen, was Gott vom Sinai her geheißt und verheißt hat. (Ähnlich scheint auch das Evangelium nach *Johannes* eingeteilt zu sein, wie es der Kommentar zur NT-Ausgabe von Allioli-Thieme, Freiburg 1949 skizziert.)

Werden diese Zusammenhänge, wie sie Daniélou bis weit in die Verzweigungen der patristischen Exegese hineinverfolgt und sehr klar von der philonisch-aristotelischen, zum Unterschied von der Typologie für die Kirche unverbindlichen „Allegorese" unterscheidet (p. 45ff), gebührend ernstgenommen, dann muß die Typologie endlich wieder aufhören, das Stiefkind der meisten gelehrten AT-Ausleger zu sein, das sie seit 2—3 Jahrhunderten ist. Dann zeigt sich nämlich, daß sie keineswegs ein bloßes Sammelsurium vermeintlich „an den Haaren herbeigezogener" Analogien alt- und neutestamentlicher Erscheinungen darstellt, als das sie freilich schon in den ersten einschlägigen nachbiblischen Schriften dem flüchtigen Blick erscheinen mag, obwohl diese noch als kostbare Zeugen der absoluten Selbstverständlichkeit typologischer Exegese für die katholische Christenheit ins Gewicht fallen. (Nämlich der *„Barnabas-Brief"* und der *„Dialog Justins des Martyrers mit dem Juden Trypho"*, die der Bericht-erstatte eben darum unter dem Titel *„Kirche und Synagoge"*, Olten, 1945, mit eingehenden Erklärungen deutsch herausgegeben hat; eine Ausgabe, die jetzt nur noch zusammen mit dem den seitherigen erheblichen Erkenntnisfortschritt des Bearbeiters im Sinne weit größeren Verständnisses für die jüdische Position bekundenden offenen Briefwechsel aus Nr. 8/9 dieses Rundbriefs, S. 20f, abgegeben wird; welche Beilage Interessenten auf Wunsch unentgeltlich zugehen kann.)

Tatsächlich bewahrt gerade eine richtige Würdigung und Pflege der Typologie, wie sie heute wieder möglich und darum von uns gefordert ist, vor jedem unbilligen Urteil über den, dessen Augen für das christus-gläubige Verständnis des Alten Bundes-Buches noch nicht geöffnet sind. Selbst für Jesu Jünger erfolgte diese Erschließung in vollem Umfang erst nach seiner Auferstehung (Luk. 24,27.32.44); und wenn nun mit der geistlich verstandenen Schrift des Alten

Bundes, typologisch, auch den damaligen Juden gegenüber argumentiert wird (Apg. 17,10f; Jo. 5,46), so ruhte doch die subjektive Überzeugungskraft dieser Argumentation eben darauf, daß für sie noch „im Glauben" eben jenes Verständnis des Geschehens um Jesus und seine ecclesia nahelag, das unzählige ihrer Volksgenossen bis hin zu Jakobus, dem Gerechten, in diese ecclesia führte, die sich damals ganz unmittelbar als messianische Heilsgemeinde im Sinn des überlieferten Prophetie-Verständnisses darstellte. Je mehr im Talmud dieses Verständnis zurückgedrängt wurde und in der Erscheinung der ecclesia die zu ihm passenden Züge stets mittelbarer wurden, desto mehr mußte sich der Satz aufdrängen, den Pseudo-Dionysius Areopagita dann formuliert und Augustin wie Thomas übernommen hat: *Symbolica theologia non est argumentativa*; in Fragen der Typologie kann man keine zwingenden Beweise führen. Diese für eine gerechte Würdigung der „obcaecatio illius populi" (Karfreitagsfürbitte) in nach-apostolischer Zeit, deren wir eher uns selbst anzuklagen haben als jene, denen wir den Durchblick zum Erlöser versperren, wie Berdiajew gesagt hat, äußerst wichtige Feststellung erhält nun auch aus dem gründlichen und gewichtigen Werke, mit dessen Würdigung wir diesen II. Teil unsrer Literatur-Übersicht schließen wollen. Es ist die *„Einführung in das Verständnis der Heiligen Schrift"*, bzw. *Biblische Hermeneutik*, die P. Johannes Schildenberger OSB, Beuron, unter dem gerade den mehr als rationalen Gegenstand genau treffenden Titel vorgelegt hat: *„Vom Geheimnis des Gotteswortes"* (F. H. Kerle Verlag, Heidelberg 1950).

Dieses umfassende Handbuch widmet neben den Fragen der Inspiration, der Ausdrucksweise, der literarischen Gattungen der Heiligen Schriften auch ein ganzes gründliches Kapitel (S. 392—470) und ergänzende Einzelausführungen (z. B. S. 84ff, 153f, 181f, 494ff) gerade dem „geistigen Sinn der Heiligen Schrift", dessen Tatsächlichkeit, Traditionsbezeugung, Wesen, Ausdehnung, Zweck, Abarten und Feststellung eingehend behandelt werden. Sehr häufig wünschte man sich aus der reichen Fülle des Dargebotenen zu zitieren, nur gelegentlich sie zu ergänzen. Etwa S. 438, wo Schildenberger uns den Anteil der mündlichen Überlieferung an der typologischen Tradition zu gering einzuschätzen scheint, indem er offenbar den der liturgischen nicht genug in Rechnung stellt, deren Festlegung etwa des Evangeliums von der Tochter des Synagogenvorstehers auf den vorletzten Sonntag des Kirchenjahrs durchaus als Traditionszeugnis für ihren — ja auch sonst patristisch reichlich dokumentierten — Charakter als Typus der im vorletzten Moment der Heilsgeschichte auf Jesu Anruf erstehenden Synagoge selbst zu werten ist. Daß aber im Prinzip die Typologie mit Augustin (S. 428) als eine *Methode* von den Aposteln zu lernen und nicht auf die zufällig schon von diesen *explizit* schriftlich vorgebrachten Fälle zu reduzieren ist (wodurch ein von Daniélou so besonders glücklich herausgearbeiteter „Typus" wie Josue-Jesus unhaltbarer Weise wegfiel, S. 437!), ist von Schildenberger mit vollem Recht herausgearbeitet und läßt es z. B. sinnvoll erscheinen, daß immer wieder bisher unbeachtete Züge typischer Art neu entdeckt werden wie die Vorbildhaftigkeit der *Versöhnung Josefs* mit seinen aktuell ungerecht beschuldigten Brüdern, speziell mit Juda (Gen. 44 u. 45), für die endzeitliche *Jesu Christi* mit seinem Volke, wie sie unabhängig voneinander Herders *„Laien-Bibel"* und Franz Werfels *„Theologumena"* spontan herausarbeiteten, weil ihr Sinn nun eben erst im 20. Jahrhundert erkennbar

geworden war. (Wir verweisen auch speziell auf die Anmerkungen 29 und 32 zum Nachwort von ‚Kirche und Synagoge‘, obwohl wir heute der origenistischen Allegorese, mit Daniélou und trotz *De Lubacs* glänzender Apologie in *Histoire et esprit*, Paris 1950, kritischer als damals gegenüberstehn.)

Wer sich, wie es vor allem für den katholischen Seelsorger und Religionslehrer schließlich verpflichtend ist, wirklich in die Schrift hineinleben, weder ihren echten Schwierigkeiten ausweichen noch ihre (oft gerade darin verborgenen) Herrlichkeiten sich entgehen lassen will (was ist etwa S. 264ff aus der ‚symbolischen Chronologie‘ der Urgeschichte, der alten crux der Patriarchen-Lebens-Längen, herausgeholt!), der wird ein Werk wie das Schildenbergers gar nicht auf die Dauer entbehren können, sondern immer wieder konsultieren müssen.

Wir gestehen, daß wir keinen andern Exegeten deutscher Zunge kennen, der die reiche Entfaltung des Überlieferungserbes mit so scharfsinniger Explora-

tion auch durchaus neuartiger Wege zu vereinen verstünde wie der Beuroner Gelehrte, etwa auch in seinen für die Überwindung eines falschen Geschichts-Literalismus epochemachenden Einleitungen zum Buch Esther (in der ‚Bonner Bibel‘, 1941) und zu den Samuel-Büchern (*Studia Anselmiana* 27/28, S. 130 bis 168) sowie in einer noch über das Hauptwerk hinausgehenden neuen Studie über ‚Die Erzählung vom Paradies und Sündenfall‘ (‚Bibel und Kirche‘ 1951, S. 2 bis 46), woneben noch seine Übersicht über *‚Die Religion des Alten Testamentes‘* (in König, Christus und die Religionen der Erde, Wien 1952, Band III, S. 441 bis 521) als gleicherweise Tradition und Fortschritt vereinigendes Kompendium zu erwähnen ist. Wir sind gewiß: Wenn wirklich Gemeingut aller aufgeschlossenen Katholiken wird, was bei Lehrern wie Daniélou und Schildenberger zu lernen ist, dann gehen wir einer Zeit verständnisvoller Liebe wie zum Neuen so zum Alten Testament — und darum auch zum Alten Gottesvolke deutlich entgegen. (Fortsetzung folgt.)

„Wir glauben, daß der allmächtige Gott und Herr ein und derselbe Urheber ist des Neuen wie auch des Alten Testaments, des Gesetzes, der Propheten und der Apostelschriften.“

(*Statuta ecclesiae antiqua* aus dem 5. Jhdt.; bestätigt vom II. Lyoner Konzil 1274.)

5. Der Mensch in christlicher und jüdischer Sicht

Bericht von der Ansbacher interkonfessionellen Studientagung des Deutschen evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel.

„Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?“ Diese uralte Frage, wie sie der Sänger des 8. Psalmes an den ewigen Gott richtet, beschäftigte in der Woche zwischen dem 3. und dem 8. März die rund 150 Teilnehmer der diesjährigen (4.) Studientagung „Kirche und Judentum“, an welcher zahlreicher und vor allem auch mannigfacher untereinander verschieden als an jeder früheren jüdische Sprecher teilnahmen. Gerade dadurch wurde ein erheblicher Fortschritt in der Richtung auf das echte Gespräch ermöglicht und auch auf eine saubere Herausarbeitung des Gemeinsamen und des Unterscheidenden der christlichen und der jüdischen Position sowie innerhalb der letzteren hin. Es ist immer wieder geradezu aufregend, festzustellen, wie eng einerseits Christentum und Judentum zusammengehören, sobald sie sich klar gegen die sie beide gefährdende heidnisch-naturalistische Versuchung abgrenzen, wie tief andererseits aber auch die Spaltungen zwischen dem christlichen und dem jüdischen Lager sowie auch innerhalb beider gehen; sind doch „orthodoxe“ und „liberale“ Juden im Denken und Handeln kaum weniger voneinander verschieden als Katholiken und Protestanten.

Orthodox oder liberal?

Auf ihr gegenseitiges Verhältnis wurde ein äußerst interessantes Licht durch den Vortrag von Prof. H. J. Schoeps, Erlangen, geworfen, welcher die jüdisch-religiöse Gegenwartssituation behandelte bzw. die Situation speziell des jüdischen Menschen, wo er — mit dem modernen Menschen überhaupt — der Gottesherrschaft zu entgleiten droht. Wo es so weit ist, da wird die Botschaft der Bibel, wenigstens in den herkömmlichen Formen ihrer Verkündigung, nicht mehr gehört; die Frage nach „woher?“ und „wohin?“ wird nur noch als störend beim Fortkommen in einer mechanisierten Welt empfunden; Zeitung und Kino interessieren weit mehr als die Predigt; der jüdische Glaube ist versiegt, der die ungeheure Leistung voll-

bracht hatte, ein Volk ohne Boden, ohne Staat über fast zwei Jahrtausende hinweg zu erhalten, abgeschlossen von Geschichte, Raum und Zeit. Aus dieser Lage gebe es keinen Rückweg, meinte Schoeps, über irgendeine „liturgische Bewegung“, die altes *Brauch-tum* zu restaurieren suche. Auch der Gedanke einer neuen Festlegung zeitgemäß abgewandelten talmudischen Rechts (wie ihn Rabbiner Messingers Freiburger Vortrag geradezu als „die religiöse Hoffnung des jüdischen Volkes heute“ vorgetragen hat) müsse abgelehnt werden. Da die Masse der Orthodoxen niemals eine solche Totalreform mitmachen würde, hätte jene Neukodifikation nur den Auseinanderfall der Judenheit in je eine Art jüdisch-protestantischen und jüdisch-katholischen Kirchentums zur Folge. Organisatorisch müsse vielmehr der Zustand bestehen bleiben, daß als Einrichtung die Synagoge „katholisch“ bleibe, der einzelne Jude aber auch „Protestant“ sein dürfe, ohne exkommuniziert zu werden. Viel wichtiger aber sei, sich bewußt zu machen, daß vor dem Buche Leviticus, das den Kult regelt, die Bücher Genesis und Exodus stünden, die vom Schöpfergott und von seinem Bund mit seinem Volke handeln; es gelte, aus dem „Gesetz“ wieder das „Gebot“ dieses lebendigen Gottes, den Primat des Ethischen vor dem Kultischen, herauszuhören und gerade so zu einer neuen „post-skeptischen“ Glaubenshaltung zu kommen.

Bemerkenswerterweise vermochte dieser Situationsanalyse des nur gewissermaßen für seine Person, nicht kirchenpolitisch, „protestantischen“ Religionswissenschaftlers der „katholische“, d. h. orthodoxe Rabbiner Dr. M. Freier, Berlin, weitestgehend zuzustimmen. In den Mittelpunkt seines eigenen Vortrags (‚Der Mensch und die Menschen‘) stellte er das Gebot: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ bzw.: „denn er ist wie du“, wobei er mit Recht betonte, daß dieses Gebot im Neuen Testament ausdrücklich als Zitat aus dem Alten Bundesgesetz eingeführt wird. (Luk. 10,26f aus Lev. 19,18 34; vgl. im Chr. S. Nr. 9, S. 72: „Aug um Aug, Zahn um Zahn“) Was den Nichtjuden, speziell den Christen als Mitmen-

schen anlange, so gelte für das Judentum sinngemäß abgewandelt der Ausspruch des heiligen Ludwig: „Nach kanonischem Recht haben Anspruch auf Wohltat nur Christen; es liegt aber im Sinne des Christentums, auch Juden behilflich zu sein“, — sie als „getrennte Brüder“ zu behandeln.

Der liberale Rabbiner *Dr. I. Maybaum*, London, stellte eine Antwort auf die Frage: „Was ist der Mensch?“ unter das Leitwort: „Der Jude ist Jude, wenn er Mensch ist“, d. h. aus der Gabe und für die Aufgabe der Gottebenbildlichkeit lebt als „Priester, Gesetzgeber und Prophet“; er sei verkörpert in dem friedlichen, aber von prophetischer Selbstkritik (Os. 12) auch in seinen Schattenseiten gekennzeichneten Jakob, während der Jäger und Krieger Esau die Menge der andern Völker vertrete, deren Mythos durch das Christentum eine für den Juden respektable, wenn auch nicht akzeptable Vergeistigung erfahren habe. Sie hätten — dessen sei sich ein Solowjew voll bewußt gewesen — „etwas, was die Christen nicht haben: die messianische Unbedingtheit, den Willen, alles zu sehen unter dem Blickpunkt des kommenden Gotteskönigtums“.

Die messianische Hoffnung

Wie eine Antwort hierauf von christlicher Seite wirkte in des Tagungsleiters, Prof. Dr. K. H. Rengstorf, Münster, Vortrag: „Der Mensch unter der Gottesherrschaft“, die abschließende kraftvolle Herausarbeitung der jüdischen und christlichen Erwartung des nun eben doch erst zukünftigen Offenbarwerdens der messianischen Erlösung im Schauen und nicht mehr nur für den Glauben (Röm. 8, 19. 24f). Ein Christentum, das bloß eine — ach, wie fragwürdige! — Humanisierung des Kriegers oder Spiritualisierung des heidnischen Mythos geleistet hätte, aber hinter der vollen messianischen Erwartung Israels zurückbliebe, wäre Selbstbetrug. Diese Erwartung haben wir als im echten Judentum vorhanden anzuerkennen (Als Hermann Cohen gegenüber das Kommen des Heils in frühestens 100 Jahren von jemand befristet wurde, erwiderte jener fast flehend: „Sagen Sie 50!“) Auch die Versuchung zu einem „kollektiven Automessianismus“ der Juden, ihrer Selbstauffassung als eines Messiasvolkes, darf uns in der Respektierung ihrer Maßstabwahl für alle irdischen Dinge am offenbaren Gottesgebot nicht irremachen. Seit dem Sinai kann eben der Mensch, zunächst einmal der jüdische Mensch, wirklich wissen, was Gott kraft seines Königsrechts vom Menschen verlangt: Die wahre Gottähnlichkeit (Matth. 5,48 gleich Lev.

19,2). Daß wir sie nur als *Jesus*-Ähnlichkeit, in seiner Nachfolge, dank seinem Sterben und Auferstehen, erreichen, ist der unterscheidend christliche Glaube.

Gesetz und Glaube

Die ungeheure Bedeutung des rechtverstandenen Gesetzes auch innerhalb dieses Glaubens ging aus dem Vortrag des holländischen reformierten Theologen Prof. Dr. H. van Oyen, Basel, hervor. „Der Mensch und die Menschen“ sind bestimmt „miteinander, füreinander“ dazusein; aber wir haben es glücklich fertiggebracht, daß einer dem andern der Tod ist, wie Sartre sagt, und unser Zusammenleben die Hölle. Erst die Vergebung der Sünde und das Vorhandensein der in Gesetzesform verbürgten Ordnungen (Ehe, Berufsleben usw.), innerhalb deren wir füreinander existieren können, ermöglicht uns — trotz immer neuem Straucheln, dessen Vergebung wir erbitten dürfen —, als Menschen unter Menschen zu leben; alle gesetzliche Ordnung zugunsten jeweils situationsgeborener Begegnung mit Gott im Du beseitigen zu wollen (wie Buber) ist ein letzten Endes ebenso unchristliches wie unjüdisches Schwärmerium.

Daß in Wirklichkeit wie der Gesetzesbegriff so auch das Menschenbild im Judentum und im Christentum auf gemeinsamer Grundlage nur verschiedene Akzente setzen, das wurde besonders deutlich in den Ausführungen von Prof. Dr. E. Reisner, Berlin, welcher treffend betonte, die Geschöpflichkeit (Gen. 1,26) werde von den Juden, die Gefallenheit des Menschen (Gen. 8,21) werde von den Christen einseitig betont. Dabei habe nun aber nicht jede Konfession gleich recht; eher habe jede unrecht gerade dann, wenn sie nicht auf das Anliegen auch der andern höre, wenn sie in jeder Hinsicht recht zu haben vermeine.

Hierzu betonte in der an Reisners Vortrag anschließenden Aussprache — mit seinem Einverständnis — der Berichterstatter, daß dieses relative Unrecht haben für jede Gruppe anders gelagert gedacht werden muß. Der katholische Christ etwa wird stets daran festhalten müssen, daß die Lehre der römischen Kirche „recht hat“; aber er wird sich gegenüber den Anliegen der Außenstehenden trotzdem bewußt sein, daß es vielfach an dem fehlt, was in Ansbach Prof. Dr. J. Michl, Freising, als „gelebtes Dogma“ bezeichnete, an der für den Nächsten, gerade auch für den „getrennten Bruder“, bedingungslos aufgeschlossenen Haltung, die sich hier und heute vor allem an der zum Juden zu bewähren hat. K. Th. (In: „Der christliche Sonntag“ IV [Freiburg, 10. 3. 52]. 13. S. 104).

6. Echo und Aussprache

6a) Zuschriften zur Sonderausgabe „Friede mit Israel“

Da die Sonderausgabe 12/15 ein bestimmtes Bekenntnis darstellte, möchten wir das besonders reichhaltige — und vielfach von Spenden begleitete — Echo darauf, breiter als sonst, wiedergeben:

Der Apostolische Nuntius in Deutschland Exzellenz *Erzbischof Muench* bestätigt die Sondernummer, sendet eine Spende „und hat die Schrift mit großem Interesse zur Kenntnis genommen.“

Aus Köln vom 18. Januar 1952 schreibt der Sekretär des *Erzbischofs*: „Seine Eminenz, der H. H. Kardinal, hat mich beauftragt, Ihnen aufrichtig zu danken für die Übersendung der Sondernummer „Friede mit Israel“, die er mit großem Interesse zur Kenntnis genommen hat. Möge Ihre Arbeit ganz im Geiste der christlichen Liebe stehen und in Wahrheit den Namen eines Werkes der Verständigung und des Friedens als Wegbereiterin des Glaubens an Christus verdienen...“

Das *Bischöfliche Sekretariat Limburg/Lahn*, schreibt uns vom 25. Januar 1952:

„... Im Auftrage des Hochwürdigsten Herrn habe ich die Ehre, Ihnen für die Übersendung Ihres Heftes sehr freundlich zu danken.“

Wir wollen hoffen, daß die Anliegen dieses Heftes in größeren Kreisen begriffen und in die Tat umgesetzt werden...“

Der *Erzbischof von Osnabrück Exzellenz Wilhelm Berning* schreibt vom 3. März 1952:

„Für den Rundbrief „Friede mit Israel“ spreche ich meinen herzlichen Dank aus. Zur Durchführung der Druckaufträge sende ich eine Beihilfe...“

Der *Bischof von Würzburg Exzellenz Dr. Julius Döpfner* schreibt vom 21. Januar 1952:

„Für die Übersendung des Rundbriefes zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und Neuen Gottesvolk

danke ich ergebenst. Bei den vielen Problemen und Aufgaben, die einen Bischof bedrängen, empfinde ich es als eine wertvolle Anregung, auf diese wichtige Frage mit soviel Informations- und Deutungsbeiträgen hingewiesen zu werden. Ich wünsche Ihrer Arbeit gesegnete Weiterentwicklung. Mit gleicher Post werden zur Deckung der Unkosten überwiesen.

(gez.) + Julius, Bischof von Würzburg"

Pfarrer Paul Vogt, der in der Verfolgungszeit *Flüchtlingspfarrer der Evangelisch-Reformierten Kirche in der Schweiz* war, schreibt uns aus Grabs vom 22. 1. 1952:

„Empfangen Sie sehr herzlichen Dank für den prachtvollen Rundbrief vom Dezember 1951, der mir dieser Tage zugekommen ist. Ich schätze dieses Heft sehr und bin froh, es zu besitzen. Es weht darin ein guter christlicher Geist, was ich als evangelischer Pfarrer mit Freuden konstatiere.

Herzliche Grüße!

(gez.) Pfr. Paul Vogt."

Rabbiner Dr. Robert R. Geis (vgl. Nr. 12/15 S. 5 ff.) schreibt vom 16. 1. 1952:

„... Die Rundbriefe kommen manchmal zu mir, manchmal bleiben sie aus: alle aber, die ich lesen durfte, gingen mich an ... und das sehr wörtlich genommen. Was diese Rundbriefe von manch wohlmeinender Äußerung zum Problem der christlich-jüdischen Verständigung unterscheiden und was ich als besonders positiv empfinde: hier wird der Boden katholischen Denkens nicht verlassen. Es besteht darum auch nicht die Gefahr der Verwässerung oder Verwischung. Nur bei der Aufrechterhaltung der jeweiligen glaubensmäßigen Wirklichkeiten gibt es die Chance eines echten Verstehens...."

Der Direktor der Westeuropäischen Abteilung des Auswärtigen Amtes von Israel, Gershon Avner, schreibt vom 14. 1. 1952 aus Tel Aviv:

„... Ich danke Ihnen vielmals für die Übersendung der zwei Exemplare der Sondernummer des Rundbriefs, der die Beziehungen mit Israel behandelt. Ich finde ihn hochinteressant und er bietet äußerst umfangreiches Material. Man muß Ihnen aufrichtig gratulieren zu den Bemühungen, die Sie ohne Zweifel für seine Herstellung verwandten. Ich lese ihn gründlich und mit großem Interesse und finde, daß er sowohl von hohem Niveau wie auch sehr tiefgründig ist.

Ich hoffe, daß er recht weit verteilt werden möge, damit er auf Geist und Herz von möglichst Vielen einwirken kann. Ich lasse meine Exemplare unter meinen Kollegen hier zirkulieren...."

Oberrabbiner Dr. Leo Baeck schreibt aus London vom 15. 4. 1952:

„... Die Sondernummer — Friede mit Israel — habe ich erhalten und mit großer Dankbarkeit gelesen. Mit lebhaftem Interesse sehe ich dem neuen Heft entgegen. Wir alle müssen von Herzen für die Treue dankbar sein, die Sie dieser großen Aufgabe widmen."

Das weitere Echo aus christlichen und jüdischen Kreisen, auch Israels und Amerikas, beabsichtigen wir in der nächsten Nummer zu resumieren.

6b) Wer spricht das befreiende Wort — hier und heute?

Aus Briefen

von Ludwig Yehuda Oppenheimer, Rehovot/Israel, und Karl Thieme

Aus dem Vorstand der 1951 neu gegründeten deutschen „Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik“ heraus war Herr Dr. Ludwig Yehuda Oppenheimer, früher Berlin, jetzt Rehovot (Israel), von einem seiner alten Freunde geschrieben worden, „daß Du mit gutem Gewissen der israelischen Vereinigung sagen kannst, daß irgendwelche Befürchtungen unserer Vereinigung gegenüber grundlos sind...“ Seine Antwort hat Herr Dr. Oppenheimer u. a. an Prof. Dr. Franz Böhm, Senatsdirektor Erich Lüth und Prof. Dr. Karl Thieme gesandt und um Stellungnahme dazu gebeten. Die des Letztgenannten möchten wir in ihrem prinzipiellen Teil — im Anschluß an den von Dr. Oppenheimers Brief mit seinem Einverständnis — unsern Lesern vorlegen, weil wir meinen, daß es den „Frieden mit Israel“ nur fördern kann, wenn sich — wie hier — zeigt, daß seitens der Gewissenhaften drüben nicht mehr

von Deutschland gewünscht und erwartet wird, als unser eigenes Gewissen uns längst gebietet.

Dr. Oppenheimer schreibt:

Rehovot/Israel, den 7. 3. 1952.

.... Leider bin ich nicht in der Lage, Dein optimistisches Urteil über die Situation in Deutschland zu teilen. Du schreibst, daß „die antihumanen und antisemitischen Kräfte in Deutschland zwar noch nicht völlig überwunden“ seien, daß aber die guten Kräfte in Deutschland mit Erfolg bemüht seien, das Bewußtsein der von den Nazis verübten Verbrechen wachzuhalten „und im deutschen Volk die Überwindung der nazistischen Vergangenheit einzuleiten“.

Das alles könnte richtig sein, wenn die gegenwärtigen Pläne einer deutschen Aufrüstung nicht alle guten Ansätze zu zerstören drohten. Heute werden die politischen Entscheidungen der atlantischen Staaten in erster Linie durch ihr militärisches Interesse an der Kooperation der kriegstüchtigsten und kriegswilligsten Deutschen bestimmt. Man glaubt sich von einem „German right-wing nationalism short of ‚Junker‘ manners and criminal actions“ ein Maximum an militärischer Effizienz versprechen zu können. Und darum ist man bereit, für das appeasement der entsprechenden Mentalität einen hohen politischen Preis zu bezahlen. Man ist dabei soweit gekommen, daß die Entlassung der Kriegsverbrecher zu einer aktuellen politischen Forderung werden konnte!

Zugleich hat sich der Einfluß früherer Nazis im Bonner Außenamt ständig verstärkt. Dies dürfte wohl damit zusammenhängen, daß die gegenwärtige Außenpolitik der atlantischen Staaten wesentliche Züge von *allerdings nur technischem Charakter mit Hitlers Konzeption teilt*. Auch Hitler's Programm ging dahin, sich mit den angelsächsischen Mächten zu verständigen, — im Bunde mit ihnen eine Europa und die westliche Welt umfassende große politische Kräftegruppierung zu bilden und die gewaltigen Kräfte einer solchen Koalition gegen die östlichen Völker mobil zu machen. Es ist daher wohl verständlich, wenn zur Durchführung der technisch ähnlichen heutigen Mobilmachung entsprechend geschulte Kräfte herangezogen werden.

Andererseits ist klar, daß die Heranziehung solcher Kräfte in mehr oder minder führende Positionen zu schweren politischen und moralischen Problemen Anlaß geben muß. An ihre Lösung ist nur dann zu denken, wenn nicht versäumt wird, mit allem Nachdruck auf den grundlegenden politischen und moralischen Unterschied zwischen der atlantischen Konzeption und der Hitler's zu bestehen!

Politisch liegt der Unterschied darin, daß die atlantische Allianz ein Defensivbündnis zur Erhaltung des Friedens sein soll, während Hitler und der mit ihm verbündete extreme deutsche Nationalismus eine Koalition mit aggressiven und repressiven Zielen anstrebte. Moralisch liegt der Unterschied darin, daß die atlantische Völkergemeinschaft eine freiwillige, als gerecht empfundene Schlichtung der zwischen den Völkern stehenden Streitfragen erstrebt, während Hitler im Bunde mit den extremen Nationalisten durch skrupellosen Einsatz militärischer Übermacht gewirkt — und eine äußerst ungerechte Ordnung aufgerichtet hat.

Wenn dieser Unterschied nicht ständig unterstrichen, — und seine Einhaltung nicht unerbittlich überwacht wird, ist seine fortschreitende Verwischung, und damit die politische und moralische Degradation der atlantischen Idee unvermeidlich! Es ist für niemand ein Geheimnis, daß das Interesse des extremen Nationalismus an der Aufrüstung erst in zweiter Linie aus seinem Bedürfnis nach Sicherheit vor Angriffen fließt. In erster Linie entspringt es der Absicht, sich einer möglichst starken Rüstung als außenpolitischen Druckmittels zu bedienen. An eine Erfüllung dieser Absicht ist nur dann zu denken, wenn die Aufrüstung des Westens sich nicht auf die Erzielung eines Kräftegleichgewichts mit der gegnerischen Seite beschränkt, sondern ein möglichst entscheidendes Übergewicht der Rüstung des Westens erstrebt.

Darum werden Menschen jener Haltung nie bereit sein, sich mit einem für defensive Zwecke ausreichenden Zustand des Kräftegleichgewichts zufrieden zu geben. Sie werden stets darauf bedacht sein, das jeweils erreichte Kräfteverhältnis in zu ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen, um einer fortgesetzten Steigerung der Rüstung

und ihrer möglichsten Maximalisierung das Wort reden zu können.

Diese Tendenz ist umso gefährlicher, als sie bei einer in Amerika zwar nicht herrschenden, aber von einer starken Minderheit vertretenen ähnlichen Tendenz auf Verständnis und wirksamen Beistand rechnen kann. Sollte es dem vereinigten Einfluß dieser Tendenzen künftighin gelingen, die Politik der atlantischen Staaten zu bestimmen, so würde ihre Allianz aufhören, ein Defensivbündnis zur Erhaltung des Friedens zu sein. Dann hätte sich eine der hitlerischen sehr verwandte Konzeption durchgesetzt: der Aufbau einer übermächtigen Koalition mit aggressiven und repressiven Zielen zur Vorbereitung eines Krieges von morgen! — —

Nicht minder groß sind die Gefahren einer Verwischung der *moralischen* Unterschiede: Bei so distanzloser Identifizierung mit dem extremen Nationalismus muß jede saubere Scheidung gegenüber dem Geist des Nazismus verloren gehen. Wenn nur seine Herrenallüren und kriminellen Handlungen verurteilt werden, dann bleibt die dahinter stehende politische Mentalität unberührt bestehen: der Glaube an die Zwangsgewalt militärischer Übermacht, — der dreiste Mut zur Unwahrheit und Ungerechtigkeit, — und die Verachtung des um friedliche Wege gerechten Ausgleichs ringenden Gewissens!

Einer so gewalttätigen Mentalität nicht zu widerstehen, heißt die Rückkehr dieses Hitler so verwandten Geistes begünstigen! Wenn diese Tendenz nicht aufgehalten wird, kann sie bis zu einer erneuten radikalen Umkehrung aller politischen Wertungen in Deutschland führen: zu einer erneuten Anbetung dessen, was noch vor wenigen Jahren als unbedingt verdammenswert galt.

Ein solcher Treubruch wäre mehr, als den moralischen Reserven der deutschen Nation noch zumutbar ist. Läßt man es bis dahin kommen, dann werden die Reste politischen Glaubens und Vertrauens in einem Meer nihilistischer Skepsis versunken sein. Dann wäre es auch verlorene Mühe, mit Hilfe einer *nochmaligen* volte-face nach vollzogener Aufrüstung in friedlichere Bahnen zurücklenken zu wollen. Ein derart verspieltes Vertrauen kann nicht wiedergewonnen — ein so leichtfertig zerstörtes nationales Gewissen nicht durch neue Formeln aufgerichtet werden. — —

Um darum gibt es nur einen Ausweg: das Gewissen der westlichen Völker *schon heute wachzurütteln!* Wenn zwischen der Welt von heute und dem erneut nach Macht gierenden Geist Hitlers noch eine scharfe Trennung möglich bleiben soll, dann ist es jetzt die 24. Stunde! . . .

. . . Wenn Ihr heute aufsteht und erklärt, daß Ihr Euch von Eurem Gewissen gedrungen fühlt, das von Angehörigen Eures Volkes verschuldete schaurigste Verbrechen der modernen Geschichte *durch eine Brandmarkung der für dieses Verbrechen verantwortlichen politischen Irrlehren zu sühnen*, dann wird Euch das niemand verwehren! Noch ist es nicht wieder verboten, den Teufel Teufel zu nennen. Gerade weil es sich um ein so einmaliges und ungeheures Geschehen handelt, wird niemand wagen, gegen einen offenbar echten Akt sittlichen Bekenntns mit opportunistischen Einwänden zu operieren.

. . . Wenn Ihr den Mut des Herzens zu einem solchen Handeln findet, dann wird der erste und vielleicht entscheidende Schritt zur Überbrückung der Kluft zwischen unseren beiden Völkern getan sein. Das Urteil Israels über das neue Deutschland wird in erster Linie davon abhängen, inwieweit es imstande sein wird, zur wahrheitsgemäßen Erkenntnis und zur friedlichen und gerechten Lösung der politischen Probleme unserer Zeit beizutragen.

Und vielleicht wird noch mehr geschehen sein — ein erster und vielleicht entscheidender Schritt zur Mobilisierung des öffentlichen Gewissens in der Welt. Wenn Ihr heute unter keinem Zwang als dem Eures Gewissens unserer Anregung Folge leistet, um vor der ganzen Welt gegen den Dämon unserer Zeit zu protestieren, dann wird dies Menschen guten Willens in aller Welt aufhorchen lassen. Sie werden sehen, daß sie nicht allein sind, und Hoffnung schöpfen, daß der Macht der Wahrheit und des Gewissens noch eine Zukunft beschieden sein mag.

Dann wird man mit vereinter Kraft weitergehen, — und mit dem gleichen Mut und sittlichen Ernst auch gegen Irrwege *heutiger* Politik aufstehen können. Dann wird niemand Grund noch Recht haben, die sittlichen Motive solchen Einspruchs in Zweifel zu ziehen. Es wird dann

nicht möglich sein, dem echten Willen zur Gerechtigkeit und Frieden Motive politischer Befangenheit zu unterstellen. — —

Du glaubst Dich zur Abwehr des Faschismus auf die „Abwehrbereitschaft gegen Anschläge“ verlassen zu können. Das wäre genau so nutzlos wie in den Jahren 1930—1933. Gegen eine Politik — *legaler* Machtergreifung gibt es nur eine Waffe: den unbeirrbaren Druck des Gewissens mutiger Männer auf Regierung und öffentliche Meinung. Ein ähnlicher Akt des Gewissens vor 20 Jahren hätte Hitler's Machtergreifung verhindert: Als sich Hindenburg nach Hitler's Potempa-Telegramm von dem Lobredner politischen Mordes lossagen wollte, hätten ihn die Besten der Nation in seinem Vorsatz bestärken sollen. Statt dessen ließen sie es zu, daß er von den Schlauesten der Nation mit „realpolitischen“ Scheingründen irregemacht und von seinem Vorhaben abgebracht wurde. *Erst diese Unterlassung hat Hitlers Machtergreifung unwiderruflich gemacht!* Schon damals — und nicht erst 1933 — hat Deutschlands geistige Führung bedingungslos vor ihrem schlimmsten Feinde kapituliert.

Auch heute wird der drohende Faschismus nur durch unbeirrbares moralisches Druck auf Regierungen und öffentliche Meinung aufzuhalten sein. Nur wer an die göttliche Kraft sittlicher Wahrheit glaubt, wird die auf Unwahrheit und Menschenverachtung begründete dämonische Macht überwinden können. Wenn Ihr dem Teufel widersteht, wird Gott Euren Kampf mit Euch kämpfen. Wenn Ihr den Widerstand nicht wagt, dann wird Euch Gott zum Teufel schicken! — — —

Ich grüße Dich in guter Gesinnung

Dein

(gez.) Ludwig Y. Oppenheimer

Basel, Frühjahrsanfang 1952

„. . . Ich unterstütze Ihre Anregung, daß gerade eine neue deutsche „Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik“ zuerst einmal ein sozusagen *befreiendes Wort* hier und heute finden sollte, um gegenüber bestehendem Mißtrauen im internationalen Bereich, vor allem natürlich von Seiten Israels, eine Art Bürgschaft erwarten zu dürfen.

Wenn nämlich in der satzungsmäßigen Zweckangabe der Vereinigung, „Forschung und Lehre der *Wissenschaft von der Politik* zu fördern“ wirklich jene gemeint sein sollte, die „unter allen praktischen Wissenschaften höchstrangig ist und allen andern das Baugesetz angibt, weil sie das letzte und vollkommene Gute in den menschlichen Dingen betrachtet“, wie Thomas von Aquin zu Aristoteles' Politik bemerkt, dann wäre diese Anregung sinnvoll.

Allerdings, wenn Sie nur empfehlen, „vor der ganzen Welt gegen den Dämon unserer Zeit zu protestieren“, bzw. nicht nur die Verbrechen des Hitlertums zu verurteilen, sondern sich auch von dessen theoretischen Irrlehren zu distanzieren, — dann scheint mir diese Ihre Anregung doch noch weit präziser gefaßt werden zu müssen, um jede Ausflucht in leere Worte gegen Rassenwahn, Herrenmenschentum und dergleichen abzuschneiden. Solche Worte sind auch heute noch billig zu haben, ohne daß damit ein verbindliches Bekenntnis gegen den hier und heute drohenden Neototalitarismus von links und rechts abgelegt, ohne daß jenes befreiende Wort gesprochen wäre, um das es Ihnen (wie dem Vorsitzenden der israelischen und dem Generalsekretär der internationalen Vereinigung für die politische Wissenschaft) offensichtlich geht, wenn ich die von mir in allen wesentlichen Zügen anerkannte Situations-Analyse Ihres Briefes recht verstehe.

Nicht bloß die abgeleiteten und mesquinen Irrlehren eines Hitler wären formell zu verwerfen, sondern vor allem in ein für allemal verpflichtender Form die wurzelhaften und durchaus nicht so ganz unbedeutenden Irrlehren eines Carl Schmitt, die von uns beiden ja schon seit ihrer Proklamation vor genau 25 Jahren an der Deutschen Hochschule für Politik bekämpfte Definition der Politik als eines Freund-Feind-Verhältnisses, die Herabwürdigung des Rechtes zur angeblich bloßen Formulierung von Machtverhältnissen (30. Juni 1934: „Der Führer schützt das Recht!“) und die allerneueste „Geo-Jurisprudenz“, wie sie von der Heydte in seinem (nur zu schonenden) „Hochland-Aufsatz“ treffend nannte (43, 3; Februar 1951, S. 288 ff.). Wenn damit nicht nur eine Lehre, sondern

eine Schule, nicht nur eine ‚Sache‘, sondern eine Person in Acht und Bann erklärt wurde, so geschähe damit nur, was in diesem Falle längst hätte geschehen müssen, aber unbegreiflicherweise versäumt wurde (wie der Gottinger „Deutschen Universitäts-Zeitung“ V, 22 vom 17. 11. 1950, — als ruhmlicher Ausnahme — zu entnehmen ist). Der Mann, der sich auf der von ihm veranstalteten Tagung „Judentum und Rechtswissenschaft“ (Ende 1935) das tolle Wort aus „Mein Kampf“ zu eigen machte: „Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich den Kampf des Herrn“ und der demgemäß auch „den großartigen Kampf des Gauleiters Streicher“ verherrlichte, ja der Kollegen denunzierte, die es noch loyal zitierten, wenn sie bei jüdischen Autoren wissenschaftliche Anleihen machten, der Mann, der jetzt die Stirn hat, öffentlich zu erklären, er

habe „nichts zu bereuen“, — er ist auf seinem, noch wichtigeren Gebiete genau so unerträglich wie der ähnlich reuelose Matador Veit Harlan. Nicht weniger als für den ‚Prestige-Regisseur‘ gilt für den ‚Kron-Juristen‘ des Dritten Reiches Bundespräsident *Heuß* Wort, „daß es, um des gemeinen Wohles willen notwendig ist, daß bestimmte Typen, die gestern im Dienste des Hasses standen, heute schweigen müssen“. Und wer wäre eher berufen, die Sendung, die Erich Luth dem Harlan gegenüber erfüllte, endlich dem Carl Schmitt gegenüber zu übernehmen als die deutsche Vereinigung, die vor allem andern darum bekümmert sein mußte, die Sauberkeit und die Ehre des politischen Denkens in deutschen Landen zu huten? Hic Rhodus, hic salta! . . .

(gez.) Karl Thieme

7. Rundschau

7a) Deutsches Eigentum in Israel

Am 21. 12. 1951 hatte der Vatikan-Sender mitgeteilt und am 27. 12. die „Neue Zeitung“ (Nr. 304) als UP-Meldung aus der Vatikan-Stadt, „daß die israelische Regierung ‚widerrechtlich‘ das Kloster und die Kirche der deutschen Benediktiner auf dem Berge Zion in Jerusalem und die Kirche mit dem Pilgerheim in Tabgha am See Genezareth konfisziert habe“. Diese Meldung machte dann die Runde durch die Presse, speziell auch die religiöse.

Wie wir durch Anfrage in der West-Europa-Abteilung des Auswärtigen Amts in Tel Aviv feststellen konnten, ist die Meldung aber in allen wesentlichen Punkten unzutreffend.

Was Kloster und Kirche *Mariae Dormitio* auf dem Zionsberg anlangt, so liegt uns abschriftlich das Schreiben des Lateinischen Patriarchats im Terra-Sancta-Kolleg Jerusalem, vom 8. Januar 1952 vor, worin sich der Patriarchats-Verweser Msgr. Gori durch P. Terence W. Kuehn OFM, beim Israelischen Religionsminister Rabbi J. Herzog wegen der Falschmeldung entschuldigt, sein aufrichtiges Bedauern äußert und erklärt, daß er die Aufmerksamkeit der Apostolischen Delegation darauf gelenkt habe. — Man darf also wohl hoffen, daß künftig mehr Verantwortungsbewußtsein bei der Durchgabe solcher heikler Meldungen waltet.

Betreffs *Kirche und Pilgerheim in Tabgha* erfahren wir aus Tel Aviv, daß die Kirche (und ein Landgut) den Benediktinern seit zwei Jahren zurückgegeben sind, während das Pilgerheim, das an einer strategisch wichtigen Stelle nahe der syrischen Grenze liegt, noch besetzt bleiben muß, solange sich Syrien weigert, den 1948 gegen Israel eröffneten Krieg zu beenden.

Bei dieser Gelegenheit sind wir zugleich genauer über die Rechtslage des deutschen Eigentums in Israel unterrichtet worden: Das von der K'nesset beschlossene Gesetz unterscheidet zwischen „Heiligen Stätten“ und Eigentum von Laien. Deutsches Kircheneigentum wie *Mariae Dormitio* wird sofort zurückgegeben; Laien-Eigentum bleibt unter Treuhandverwaltung, um später im Rahmen der Wiedergutmachung verrechnet zu werden. —

Damit wird die s. Zt. in Nr. 8/9, S. 29, aus der Berliner jüdischen Zeitung „Der Weg“ von uns übernommene Meldung über jenes Gesetz erheblich präzisiert: Die Kollektivschuldthese ist zwar in der Tat implizit abgelehnt, indem das Eigentum deutscher kirchlicher Institutionen freigegeben wurde; eine allgemeine Freigabe des Eigentums von Privaten, die „mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun“ hatten, liegt aber in Israel ebenso wenig vor wie etwa in der Schweiz bisher; wie sollte man auch von dort aus prüfen, für wen jene Kennzeichnung gilt? Nicht auf dem Wege über solche Spezial-Entscheidungen, sondern nur auf dem über die Abklärung der großen zwischen Israel und Deutschland hängigen Fragen besteht irgendwelche Aussicht, daß Deutsche — abgesehen von jenen Einzelnen, deren Kampf gegen Hitler und den Hitlergeist bekannt ist, — von Israel-Bürgern in einem andern Licht als dem der ununterscheidbaren Zugehörigkeit zu dem Volke gesehen werden können, in dessen Namen und aus dessen Mitte heraus die Mörder der sechs Millionen Juden aufgetreten sind.

7b) Israel, jüdische Organisationen und Bundesrepublik verhandeln

Wer sein Gewissen nicht gegen die jedes Maßstabs in der bisherigen Weltgeschichte spottende Ungeheuerlichkeit der durch Hitler und seine Gefolgschaft bis weit in die Reihen der nur mehr oder minder widerwillig „Mitmachenden“ hinein aufgehäuften Schuld an den Juden verhärtet, der wird verstehen, daß es diesen und so auch den Vertretern Israels auch nach der Regierungs-Erklärung vom 27. 9. 1951 nicht ganz leicht fällt, sich mit Vertretern des Volkes an einen Tisch zu setzen, in dessen Namen der Massenmord geschah.

Die sehr realistische Auffassung derer, die trotzdem nachdrücklich für Verhandlungen eintraten und solche durchgesetzt haben, hat *Nahum Goldmann* am 25. 10. 1951 auf einer New Yorker Konferenz über die jüdischen Forderungen an Deutschland folgendermaßen ganz nüchtern dargelegt:

„Ich habe den Standpunkt einiger Juden niemals in seiner moralischen Gültigkeit zu verstehen vermocht, wonach Selbstachtung und Würde uns verböten, mit den Deutschen über diese Probleme der Rückerstattung, Entschädigung und Wiedergutmachung zu verhandeln. Ist es etwa moralischer, Deutschland im vollen Besitz des erbeuteten jüdischen Eigentums zu lassen? Hat wirklich das Prinzip moralische Geltung: „Du hast gemordet und sollst auch noch erben!“ (Elias zu Achab im 1. bzw. 3. Königs-Buch 21, 19).

„Ich habe da eine andere Meinung. Ich meine, die höchste moralische Geltung wohne dem inne, daß wir alles Erdenkliche tun, um die Ansprüche Israels und des jüdischen Volkes zu befriedigen, hunderttausenden neuen Einwanderern den Eintritt in Israel zu ermöglichen, den Staat zu weiterer Selbstkonsolidierung zu befähigen und so neue Hoffnung und neues Leben an die zu vermitteln, die das nationalsozialistische Gemetzel zu überleben fertig brachten.

Tatsächlich haben wir ja mit den Deutschen schon seit mehreren Jahren zu sprechen begonnen, . . . mit den Behörden Hessens, Bayerns, Württembergs und Bremens. Die konkreten Ergebnisse dieser Unterredungen beginnen eben in Erscheinung zu treten: Gerade jetzt strömen vorfabrizierte Häuser nach Israel für einen Teil — einen winzigen Teil — unserer Wiedergutmachungsansprüche. Und niemand hat gegen diese Verhandlungen jemals protestiert. Im übrigen aber bedeutet doch der Versuch, das Unsere von den Deutschen zurückzuerhalten, noch nicht, daß wir unsern Schuldern vergeben. Es bedeutet nicht, daß wir einen Zollbreit von unsrer Haltung gegenüber andern Aspekten des deutschen Problems zurückweichen: Säuberung, Wiederbewaffnung etc. . . .“

Mit dem vorstehenden deckte sich ungefähr, was Israels Außenminister *Mosche Scharett* zum Abschluß der einschlägigen Parlamentsdebatte am Mittwoch, 9. Januar 1952, geltend machte, in welcher als religiöser Sozialist *Pinchas Rosen* der Verewigung von Haß und Rachedurst entgegentrat. Nachdem die Regierung erklärt hatte, daß die Verantwortung für den Massenmord unter den europäischen Juden „bei der deutschen Nation als politischem Ganzen liegt“ („rests upon the German nation as a whole“), daß sie „keine überzeugenden Zeichen für

das Verschwinden des Judenhasse im deutschen Volke — weder des Westens noch des Ostens — auch nach dem Kriege“ entdecken kann („no convincing signs that Jew-hatred has been eradicated from the German people, whether in the East or the West, even after the war“) und daß die Wiedergutmachung eines Teils der angerichteten Schäden „die nationalsozialistischen Greuel und ihre Konsequenzen im Leben des deutschen Volkes nicht automatisch auszulöschen vermag“ („cannot in itself wipe out Nazi atrocities, nor their consequences in the life of the German people“; „Jerusalem-Post“ vom 10. 1. 1952, Spei- rungen von uns), wurde die gewünschte Ermächtigung zu Reparationsverhandlungen durch den außenpolitischen Parlamentsausschuß erteilt.

Dafür stimmten die 50 Abgeordneten der gemäßigten Arbeiterpartei (Mapai) nebst Verbundeten sowie 11 Ver- treter der mit ihr koalitierten religiösen Parteien und Pro- gressiven, zusammen 61; dagegen 50 Abgeordnete der Rechts- und Linksoption sowie ein Orthodoxer, dessen ganze Familie in Litauen ermordet worden ist (Rabbi Nurok); fünf Orthodoxe enthielten sich und vier Abgeord- nete fehlten.

Die so ermöglichten Verhandlungen haben im holländi- schen Den Haag Ende März begonnen, wo die deutsche Delegation von Prof. *Franz Böhm*, Frankfurt, diejenige Israels vom Chef der Westeuropa-Abteilung im Außen- ministerium, *Gershon Avner*, geführt wird. Sobald ein ge- wisser Abschluß erreicht bzw. Überblick ermöglicht ist, soll darüber berichtet werden. Das erste nicht unerheb- liche Zwischenergebnis ist, daß Israel „als Gläubiger einer Bundesschuld von drei Milliarden Mark in die Reihe der a n e r k a n n t e n Auslandsgläubiger der Bundesrepublik“ aufgenommen wurde (vgl. S. 24); somit ein — s e h r b e- scheidener — R e c h t s - A n s p r u c h aus einem — s e h r viel größeren — m o r a l i s c h e n wurde, ähnlich wie etwa die Kirche bescheidene Rechtsansprüche an die Staatskassen auf Grund der bedeutend erheblicheren Ver- mögenseinbußen durch den Staat besitzt, die sie bei den Säkularisationen im neunzehnten Jahrhundert hinnehmen mußte. (Wenn auch deren Begleitumstände nicht von fern so grauhaft waren, wie die der Judenenteignung des zwanzigsten.)

*

Wie schon in Nr. 12/15, S. 15, Sp. 2 in E. L. Ehrlichs Bei- trag „Deutschland und Israel“ vermerkt wurde, waren Gegner der Verhandlungen außer den moskauhörigen Kommunisten und Halbkommunisten (Mapam) Kreise, die davon ein unangebrachtes „Vergeben und Vergessen“ befürchteten. Ihre Gefühle suchte sich die bei den letz- ten Wahlen von 11,5 auf 6,5 Prozent der Stimmen zurück- geworfene faschistische Cheruth, d. h. „Freiheitspartei“, zu einem Angriff auf das Parlament mit Staatsstreichab- sichten zunutze zu machen, der am 7. Januar stattfand, zu Hunderten von Verletzungen bei Polizei und Demonst- ranen führte und eine äußerst ernste Warnung des Minister- präsidenten Ben Gurion auslöste. Was daraufhin als Ab- rechnung mit des Parteiführers *Menachem Begin* „Auffas- sung von der Größe und den sozusagen berechtigten na- tionalen Zielen des auserwählten Volkes“ in der deutsch- sprachigen Zeitung „Jedioth Chadashoth“ vom 11. Januar zu lesen stand, möchten wir den „Rundbrief“-Lesern ver- mitteln, nicht, um „Gegenrechnungen“ anzuregen, für die, solange Israel seine Begins im Zaum hält, wahrlich kein Anlaß vorliegt, sondern um nachdenken zu helfen über die unheimliche Verflechtung der Völkerschicksale und die gemeinsame Front aller Menschen guten Willens allenthalben:

„Welche „Auffassung“ ist das; was ist das Dogma des Herrn Begin? Wir wollen, wie gesagt, hier mit seinem „jüdischen“ Grundsatz abrechnen, und nicht damit, daß und warum der Ministerpräsident ihn (wie auch die Radi- kalen von links) als Träger „der verrufenen *faschisti- schen* Ideologie einer Vergewaltigung der Mehrheit durch die Minderheit“ festnagelte. Auch dafür spricht vieles. Der „Marsch auf die K'nesseth“, zu dem M. Begin am Montag seine Parteigänger, ferner allerlei aufgeregte „Schwärmer in Zion“ bzw. auf dem Zionsberg und außer- dem ... Gruppen der im Staat nun leider existierenden Unterwelt nach Jerusalem und in Jerusalem zusamen- trommelte; er hatte hochbedenkliche Ähnlichkeit mit dem berühmt-berüchtigten „Marsch auf Rom“ des ersten Fa- schisten unserer Zeit, wenn natürlich nicht in den Aus-

maßen und gotilob auch nicht im Effekt, so doch im We- sen und in den Zielen. Zwar war die Attacke auf das Ge- baude unserer Volksvertretung kein „Reichstagsbrand“; dieser von Lavon angewandte Vergleich hinkt schon deshalb, weil es Niemandem von der Cheruth einfallen wurde, diese Heldentat dem Parteigegner, etwa der Ma- pai, in die Schuhe zu schieben, statt sich ihrer zu brüsten; aber als sich Begin in der K'nesseth ans Rednerpult klam- merte und ausrief: „Wenn ich nicht weiterreden darf, redet hier keiner mehr!“, und als er später hohnisch er- klarte, daß er für seine Person auf die parlamentarische Immunität von jetzt an verzichte, sprach aus ihm die gleiche Mißachtung der Formen und der höchsten Reprä- sentanz demokratischer Systeme, die Mussolinis Schüler und Übertrumpfer, die Nazis, in ihrer „Kampfzeit“ jahre- lang an den Tag legten, um dem Parlamentarismus der damaligen Weimarer Republik den Garaus zu machen. Trotzdem ist nach unserer Meinung nicht all dies für die „Philosophie der Cheruth“ ausschlaggebend, sofern es er- laubt ist, den Begriff Philosophie, auch heute immerhin noch eine Ehrenbezeichnung, in solchem Zusammenhang zu strapazieren. Den Ausschlag gibt es, daß Leute wie Begin und mehr noch der dem politischen Irrsinn noch stärker verfallene Dr. Scheib mit seinem Traum eines „jüdischen Imperiums vom Nil bis zum Euphrat“ grund- sätzlich die a n d e r e Möglichkeit vertreten, die barba- rische, chauvinistische, wenn sie das „Fazit aus dem Sinn und den Lehren der jüdischen Geschichte“ ziehen. Viel- fach scheint es auch anderwärts zwei solcher Möglich- keiten zu geben, der von der Kulturgesinnung eines nach Geist und Gesittung strebenden Menschen erfüllte Natio- nalismus, und der Über-Nationalismus, der die Anderen nicht sieht oder mißachtet und alles auf die eigene Karte setzt; wir umrissen diesen Gegensatz vor zwei Wochen hier am Beispiel des Wesens der Deutschen. In welche fatale Zwangslage bringt unsereinen dieser Begin, indem er durch sein Verhalten nahelegt, sie, die Deutschen, und uns, die Juden, auf den gemeinsamen Nenner eines Ver- gleichs zu bringen! Der Inbegriff dessen, was wir als den Sinn und die Lehre jüdischer Geschichte ansehen, gründet sich auf den Humanismus der Propheten, auf die Verede- lung und Verinnerlichung, die unser Gottesglaube ihnen in religiöser wie in nationaler Beziehung zu danken hat, auf den opfersinnigen Idealismus derer, die von den ersten Pionieren bis zu uns Zionisten späterer Alija- Bewegung hierhergekommen sind, nicht um jemanden zu unterdrücken oder um andere Länder zu erobern, sondern um Erez Jisrael aufzubauen; Begins Judentum kreist um frühgeschichtliche Mythen, da sich die Kinder Jisrael von ihrer heidnischen Vorzeit noch nicht ganz befreit hatten, um Feuer und Schwert, die Glorie nationalistischer Expansionsabenteuer, um die Don Quichoterie eines „he- bräischen Heldentums gegen den äußeren und inneren Feind“. (Aus: Jedioth Chadashot, Tel Aviv 11. 1. 1952).

7c) Die materiellen Verluste der Juden

Rund 500 000 Personen sind als Folge der Todesdrohungen des Nationalsozialismus aus Europa in Palästina bezie- hungsweise Israel eingewandert. Jeder Einwanderer hat die jüdischen Bewohner Palästinas und später den Staat Israel zunächst durchschnittlich 3000 Dollar ge- kostet, bis er sich soweit eingelebt hatte, daß er durch seine Arbeitskraft einen Beitrag zum Sozialprodukt lei- sten konnte. Die Aufwendungen von je 3000 Dollar für 500 000 Einwanderer ergeben die Summe von 1,5 Milli- arden Dollar (6,3 Milliarden DM), die von jüdischer Seite vor Beginn der gegenwärtig in Holland laufenden Ver- handlungen über die materielle Wiedergutmachung ge- nannt worden ist. Auf die Bundesrepublik entfallen zwei Drittel der Gesamtsumme. Die jüdischen Wiedergut- machungsansprüche gründen sich aber außerdem auf die den Juden in ihrer Gesamtheit vom Nationalsozialismus zugefügten materiellen Verluste, die sich in folgende Kategorien gliedern:

1. Der gesamte in Europa geraubte Besitz, der in die Mil- liarden Dollar geht. Nach deutschen Quellen allein gab es 1939 noch ein jüdisches Vermögen an Bargeld, Wert- papieren, Liegenschaften usw. in Deutschland, das auf fünf Milliarden Mark beziffert wurde. Wir wissen, daß das nationalsozialistische Regime auch die Vermögen der deutschen, polnischen, tschechoslowakischen, rumä- nischen, französischen, holländischen, belgischen, teil-

weise bulgarischen, jugoslawischen Juden konfisziert oder vernichtet hat. Auch jüdisches Vermögen in Italien ist teilweise durch die Nazis geraubt worden.

2. In allen diesen Ländern bestanden jüdische Religionsgemeinden mit kulturellen und sozialen Einrichtungen, wie Synagogen, Schulen, Krankenhäuser, Lehranstalten, Bibliotheken, die alle über ein gewisses Betriebsvermögen verfügten. Ein großer Teil dieser Einrichtungen ist zerstört worden, die Vermögen wurden beschlagnahmt. Ein kleiner Teil entging der Vernichtung und wurde den wenigen überlebenden Juden zurückgegeben.

3. Der Familienbesitz sowie das geistige Eigentum der Juden, bestehend aus Möbeln, Bildern, Büchern, Juwelen, Gold, Silber (ein großer Teil davon zwangsabgeliefert), Andenken, Manuskripte, Forschungsmaterial, Musikinstrumente, Sammlungen. Es ist schwer, diese individuellen Werte in Ziffern auszudrücken.

4. Die Entschädigungssummen für Freiheitsberaubung, Mißhandlungen und Mord, soweit sie nicht bereits durch erledigte, individuelle Anträge abgegolten sind. In Tausenden von Fällen ist dies aus rein technischen Gründen nicht erfolgt. Daher würde auch diese Kategorie teilweise in den Rahmen der Kollektivansprüche fallen.

Deutsche Kreise, die sich mit diesem Problem beschäftigen, nennen für die in Frage kommenden Summen dieser einzelnen Kategorien erhebliche Beträge, so zum Beispiel für die jüdischen Vermögen in dem vom Nationalsozialismus unterworfenen Teil Europas, die in der ersten Kategorie aufgezählt wurden, elf Milliarden Dollar, für den Familienbesitz (3. Kategorie) über sieben Milliarden Dollar. Diese Zahlen bedeuten jedoch nichts Endgültiges. Sie müssen zunächst einmal analysiert werden, um den jüdischen, materiellen Gesamtverlust festzustellen. Es versteht sich von selbst, daß von den errechneten Totalbeträgen alle jene Summen, die bereits im Rahmen der bestehenden Wiedergutmachungsgesetze und globalen Abfindungen, die zum Beispiel die „Jewish Successor Organization“ mit Hessen, Bremen und jetzt Württemberg-Baden abgeschlossen hat, in Abzug gebracht werden würden.

Kurt R. Grossmann

(In: „Die Neue Zeitung“ 8 [Frankfurt/M., 25. 3. 52] 72).

7d) Veit Harlan als Symptom

Zu den Vorgängen aus Anlaß seiner Filme

Das Erscheinen des zweiten Nachkriegsfilms des Jud-Süß-Regisseurs Veit Harlan, des Films „Hanna Amon“ (nach der „Unsterblichen Geliebten“) hat wieder in einer Reihe von deutschen Städten zu Protesten und Demonstrationen geführt, die aus den Berichten der Presse im wesentlichen schon bekannt sein dürften. Es sollen darum hier nur die wichtigsten Punkte von allgemeiner Bedeutung festgehalten werden.

Zu den ersten Demonstrationen kam es im Januar in Freiburg i. Br., kurz nachdem der Film in Stuttgart ohne Zwischenfälle uraufgeführt worden war. Ein Aufruf der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ hatte die Freiburger Bevölkerung an ihre Verantwortung erinnert und darauf hingewiesen, daß „ihre Entscheidung nicht gleichgültig sei“, vor allem in dem Augenblick, da „die deutsche Bundesregierung und der deutsche Bundestag in feierlichen Erklärungen vor aller Welt den deutschen Willen bekundet haben, das geschehene Unrecht wieder gutzumachen und Israel mit der Bitte um Verzeihung die Hand zum Frieden zu bieten.“ Diesem Aufruf schloß sich eine Protesterklärung an, die vom Vorsitzenden des Allgemeinen Studentenausschusses der Freiburger Universität, den Vorständen der Christlich-Demokratischen Hochschulgruppe, des Sozialistischen deutschen Studentenbundes, des Internationalen Studentenbundes (ISSF) und dem Führungsring der Katholischen Studentengemeinde Freiburg unterzeichnet war. Darin hieß es: „Wir protestieren entschlossen gegen die von gewissen Kreisen unseres Volkes offenbar begrüßte und von der deutschen Jurisdiktion scheinbar legitimierte kulturelle Tätigkeit eines Regisseurs, der entscheidenden Anteil an der bis heute noch nicht restlos beseitigten Befleckung des Ansehens unseres Volkes hatte. Es ist eine Frage des politischen Taktes und der moralischen Verantwortung, ob die Tätigkeit von Menschen wie Veit Harlan geduldet oder gar gefördert wird. Wir wissen uns einig mit allen auf Reinhaltung des geistigen Lebens unserer Nation bedachten Menschen und betrachten die Aufführung eines Veit-Harlan-Filmes als eine Provokation des menschlichen Gewissens.“

Bei der Aufführung des Filmes kam es dann zu Protestkundgebungen und Demonstrationen durch Angehörige verschiedener studentischer Gruppen und der Gewerkschaften. Besonders provozierend wirkte es, daß Veit Harlan so geschmacklos war, neben seiner Frau Kristine Soderbaum, der Hauptdarstellerin des Films „Hanna Amon“ persönlich im Kino aufzutreten, angeblich „um seine Frau vor den Demonstranten zu schützen“. Nach einer vom Allgemeinen Studenten-Ausschuß einberufenen, überfüllten Protestversammlung in der Universität, wobei sich im Saal auch Gegnerschaft gegen die Protestkundgebung bemerkbar machte, zogen einige hundert Studenten in einem sehr disziplinierten Demonstrationzug vor die beiden Lichtspielhäuser, in denen der Veit-Harlan-Film gezeigt wurde. Dabei kam es zu äußerst brutalem Vorgehen der Polizei gegen die geordnet demonstrierenden Studenten, die von Passanten unter antisemitischen Schimpfworten angepöbelt wurden und von der Polizei und von Kriminalpolizisten in Zivil mit Gummiknüppeln niedergeschlagen wurden. Der Film wurde noch während der Demonstration durch das entschlossene Eingreifen des Staatspräsidenten Wohleb abgesetzt. In diesem Zusammenhang interessieren die Auseinandersetzungen über die Verantwortung für die blutigen Vorfälle weniger. Der Untersuchungsausschuß des badischen Landtags stellte jedenfalls das Versagen der Polizei fest. Auch der Freiburger Stadtrat übte ähnliche Kritik an dem Vorgehen der Polizei und sprach der demonstrierenden Jugend seine Anerkennung aus.

Die eigentliche Absicht der Freiburger Studenten aber, die nicht gegen den Film als solchen, sondern gegen das Auftreten Veit Harlans protestierten und vor allem die Gewissen wecken und eine Scheidung der Geister erzielen wollten, wurde erreicht und das ist als Hauptsache festzuhalten. Nicht die Person Veit Harlans, aber Harlan als ein Symbol wieder auftretender nationalsozialistischer und antisemitischer Gesinnung war zum Unterscheidungsmerkmal geworden. Der bisher vielfach noch stumm gebliebene Antisemitismus gewisser Bevölkerungskreise wurde laut. „Judensöldlinge“ und andere Beschimpfungen wurden den Studenten entgegengerufen. In Zuschriften an den Studentenausschuß kamen ähnliche Ausdrücke vor, oder solche wie: „Die ganze Hetze erfolgte aus Judenkreisen, weil sie sich durch den ‚Jud Süß‘ entlarvt sehen“ (woraus man nur sehen kann, wie tief das durch Veit Harlans Film verspritzte Gift noch heute wirkt!).

Es darf aber ebenfalls gesagt werden, daß an die Studenten und an die Freiburger Presse (die sich auf die Seite der demonstrierenden Studenten gestellt hat) auch zahlreiche Zuschriften kamen, in denen Genugtuung über die Haltung der Studenten zum Ausdruck kam. Es waren auch, das muß betont werden, nicht alle Antisemiten, die mit der Demonstration der Studenten nicht voll einverstanden waren; bei manchen (zum Beispiel bei einem Teil der nicht-demonstrierenden Studenten) spielten formaljuristische Gründe eine Rolle; ein großer Teil der Kinobesucher, denen der kitschige Veit-Harlan-Film gefiel, wie so mancher andere Kitsch, wünsche einfach „seinen Film“ zu haben, ohne sich Gedanken über dessen Verfasser und Regisseur machen zu wollen. Aber eines ist sicher: der antisemitische Bodensatz kam auch tief erschreckend wieder hoch. Er ist noch da — das zeigten die Vorfälle und das erzwingt eine erhöhte Wachsamkeit aller, die den Frieden mit Israel wünschen.

Zu ähnlichen Demonstrationen wie in Freiburg kam es später in Göttingen, in Heidelberg, Mannheim, Mainz, Offenburg und in vielen anderen Städten. Aus Göttingen wird uns berichtet, daß dort ein großer Teil der Bevölkerung gegen die Demonstranten, meist Studenten, tätlich vorgeht, daß geradezu ein Terror auf den Straßen geherrscht habe. Rufe gegen die Studenten wie „Niederknüppeln“, „Aufhängen“, „Juden raus“, „Schlagt die Lümmel zusammen“, „Es wird Zeit, daß wir wieder eine SS kriegen“, wurden von Zeugen gehört. Wie in Freiburg haben sich auch in Göttingen maßgebende Professoren hinter die Studenten gestellt. In Frankfurt, in Kassel, in München, in Lindau und in anderen Städten wurde der Film, da Störungen zu befürchten waren, verboten.

Veit Harlan selbst hat sich in verschiedenen Versammlungen zu rechtfertigen gesucht — ohne daß er noch jemals sich wirklich als schuldig bekannt hat, durch den „Jud-Süß“-Film zu der Judenhetze — ob freiwillig oder genötigt — beigetragen zu haben, die zum Mord an sechs Millionen

Juden geführt hat. Er war uneinsichtig und taktlos genug, in Frankfurt sogar eine Aussprache mit dem Kreis der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ zu suchen. Darauf erteilte ihm Professor Franz Böhm eine würdige Antwort in einem Brief an den Frankfurter Oberbürgermeister, den wir auszugsweise wiedergeben. Darin heißt es:

„Die Forcierung des Wiederhervortretens des Herrn Harlan, die Reklame, mit der dieser Plan in Vollzug gesetzt worden ist, der Beginn einer Vortragsreise Harlans haben eine Lage geschaffen, die nicht durch Gespräche, sondern nur durch Tatsachen geändert werden kann. Wenn Harlan-Filme nicht mehr gezeigt werden, entfällt für Deutsche und auch für unsere Gesellschaft der Anlaß zum Protest. Solange diese Filme noch gezeigt werden, besteht dieser Anlaß fort.

Das Urteil des Hamburger Schwurgerichts, auf das sich Herr Harlan und die Filmwirtschaft beziehen, stellt fest, daß die Mitwirkung Harlans an dem Film „Jud Süß“ ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit darstellt — objektiv und subjektiv. Die Herstellung und Aufführung dieses Films im Jahre 1939/40 war nach dem Urteil aller rechtschaffenen Menschen eine grauenvolle Tat. Das Schwurgericht hat ferner festgestellt, daß Herr Harlan, als er sich zur Verfügung stellte, das Verbrecherische dieses Produktionsvorhabens erkannt und es in seinen Willen aufgenommen hat. Der Freispruch erfolgte, weil das Gericht annahm, Herr Harlan sei durch eine Drohung, welche mit einer gegenwärtigen, auf andere Weise nicht abwendbaren Gefahr für Leib und Leben seiner selbst sowie seiner Familie verbunden war, zu seiner Tat genötigt worden (§ 52 StGB).

Danach steht fest, daß Herr Harlan, vor die Wahl gestellt, ob er sich an einem Verbrechen beteiligen oder aber die mit einer Weigerung für sich und seine Familie möglicherweise drohenden Gefahren auf sich nehmen wollte, die Beteiligung an dem Verbrechen vorgezogen hat. Unser Strafrecht läßt die Begehung einer so motivierten verbrecherischen Tat zu; eine strafbare Handlung liegt dann nicht vor. Der Mensch darf bei der Abwägung zwischen zwei Übeln, dem Übel schändlichen Handelns und dem Übel der physischen Leibes- und Lebensgefahr der Rücksicht auf die eigene Gesundheit und das eigene Leben den Vorrang einräumen und das schändliche Handeln wählen, also einen Entschluß betätigen, der im Kriege für einen Soldaten die Todesstrafe nach sich zieht.

Ein solches Verhalten befreit den Handelnden aber nur vor der strafrechtlichen Verantwortung für seine Tat. Von der sittlichen und sozialen Verantwortung befreit ihn das Gesetz nicht. Diese Verantwortung wiegt um so schwerer, je schutzwürdiger die verletzten Güter, je furchtbarer die für den Handelnden erkennbaren Folgen der Tat sind.“

.... „Herr Harlan und die ihn beschäftigenden Unternehmen der Filmwirtschaft haben durch ihr Verhalten zu erkennen gegeben, daß sie gewillt sind, sich über die sittliche, soziale und politisch-staatsbürgerliche Verantwortung für die Tat Harlans hinwegzusetzen. Sie halten diese Tat durch den strafrechtlichen Freispruch für in vollem Umfang abgegolten. Darüber hinaus zeigen sie, daß ihnen das Gefühl für die Furchtbarkeit der Tat und ihrer Wirkungen abgeht; wo immer sie Gelegenheit haben, sich zu äußern, bagatellisieren sie nicht nur diese Tat und ihre Wirkungen, sondern auch die sittliche, soziale und staatsbürgerliche Verantwortlichkeit, die Herr Harlan durch seine Mitwirkung an diesem Film auf sich geladen hat. Und wie sie denken leider zahllose Deutsche, die Harlan-Filme besuchen, und auch solche, die sie nicht besuchen, denen sie an sich gleichgültig sind.

In dieser Urteilsstumpfheit, dieser Einsichtslosigkeit, diesem Fehlen moralischer und staatsbürgerlicher Lauterkeit erblicken alle diejenigen, die sich gegen das rücksichtslose In- den- Vordergrund- Drängen Harlans und seiner Filme zur Wehr setzen, eine Gefahr, der mit aller Kraft entgegenzuwirken sich auch unsere Gesellschaft zur Aufgabe gesetzt hat.“

.... „Wenn jetzt Herr Harlan Fühlung mit unserer Gesellschaft sucht, so kann mit dieser Fühlungnahme nur zweierlei bezweckt sein. Entweder eine Verzeihung rebus stantibus, d. h. die Einstellung jeder Gegenwirkung gegen ein Treiben, dem entgegenzuwirken Gewissenspflicht jedes rechtschaffenen Menschen ist. Dieses Ansinnen ist un-

zumutbar. Oder aber es wird die Anbahnung von Verhandlungen angestrebt mit dem Ziel, durch gegenseitige Zugeständnisse zu einem Vergleich zu kommen. Dieses Unterfangen muß schon daran scheitern, daß unsere Gesellschaft den Herren nichts anzubieten hat. Wenn Herr Harlan und die ihn unterstützenden Kreise nicht selbst wissen, was sie zu tun haben, dann hat es keinen Zweck, Forderungen zu formulieren, über die dann womöglich nach dem Prinzip des *do ut des* verhandelt wird. Herr Harlan möge tun, was er zu tun schuldig ist, und es sodann der Entwicklung überlassen, wer in diesem Falle bereit ist, mit ihm die menschliche Fühlung aufzunehmen, und wann eine solche Bereitschaft entsteht.

Jede Aussprache unserer Gesellschaft mit Herrn Harlan im gegenwärtigen Zeitpunkt kann in der Öffentlichkeit nur verwirrend wirken. Sie ist, wenn sie aus Gründen der Schonung anders geführt werden soll, als sie geführt werden muß, unserer Gesellschaft nicht zuzumuten. Wird sie aber geführt, wie sie geführt werden muß, so liegt es nicht im Interesse des Herrn Harlan, sie zu wünschen.“

QUELLEN-NACHWEIS

(„Deutsche Universitätszeitung“ 7 [Göttingen 25, 1. 52] S. 15/16, und daselbst s. S. 5 u. S. 20; Freiburger Studentenzeitung (Sondernummer Ende Januar 1952. Hrsg. vom Allgemeinen Studentenausschuß Freiburg i. B. Studenten gegen Harlan von Clara Menck. (In: „Der Monat“, Heft 42 [Jahrg. 4] März 1952, S. 573—583.) „Badische Zeitung“ Freiburg i. B. Nr. 7—Nr. 9a vom 14., 15., 17., 18. 1. 1952.

„Wo bleibt Ihr Vorspann, Herr Harlan?“ von cand. phil. J. Wichmann. Ein offener Brief über Harlans Wortbruch gegenüber den Mainzer Studenten, denen er einen „Vorspann“ vor seine Filme versprochen hatte, worin er „sich persönlich gegenüber dem Antisemitismus... distanzieren“ wollte.

(In: „Echo der Zeit“ Nr. 1 vom 5. 4. 1952)

Die Auseinandersetzungen der Studenten mit dem Harlan-Film haben in Freiburger studentischen Kreisen den Wunsch und die Initiative wachgerufen, sich näher über das Judentum und die Beziehungen zwischen Christen- und Judentum orientieren zu können. Für das Sommersemester 1952 kündigt das Studium Generale der Freiburger Universität in seinem Programm auch eine jeweils vierzehntägige Arbeitsgemeinschaft an: „Colloquium über Probleme des Judentums“ (Leitung Prof. Dr. Karl Thieme, Basel). Geschichte des jüdischen Volkes im Abendland; Kirche und Israel; religiöse und politische Strömungen im Judentum; rechtliche, politische und wirtschaftliche Probleme des Staates Israel. Als Referent hat ebenfalls zugesagt Dr. E. L. Ehrlich, Basel.

Aufruf zur Olbaumspende

Der Initiator der Aktion „Friede mit Israel“, Senatsdirektor Erich Lüth, hat in Hamburg zu einer Olbaumspende aufgerufen. Dieser Aufruf erght nun von Land zu Land im ganzen Bundesgebiet. Dr. Gertrud Luckner hat die Geschäftsführung der Aktion in Freiburg übernommen.

Die Urheber der Aktion „Friede mit Israel“ rufen zu einer Olbaumspende auf. Weshalb wenden wir uns mit dieser Aufforderung an unser durch Kriegsnot und Kriegsfolgen so schwer gezeichnetes Volk?

Weil von allen Völkern, die durch Krieg und Verfolgung Schlimmes erlitten haben, das jüdische Volk ungleich furchtbarer noch getroffen worden ist als das unsere. Und weil unser Volk es war, aus dessen Mitte heraus diese Leiden über Israel gekommen sind.

Hitler hat im Namen des deutschen Volkes 6 Millionen unserer jüdischen Brüder ermorden lassen und die Reste des europäischen Judentums von Haus und Hof vertrieben, nachdem er ihnen fast ihr gesamtes Eigentum geraubt hatte. Hunderttausende der zumeist hochbetagten Überlebenden dieser Verfolgung leiden auch heute noch Not.

In Israel, der neuen Heimstätte der vertriebenen Juden, fehlt es trotz großartigen Anstrengungen und trotz bewunderungswürdigen Leistungen an Maschinen, Baumaterial und Krankenbetten. Zehntausende von Einwanderern kampieren selbst in der Regenzeit unter erbarmungswürdigen Verhältnissen in Zeltlagern, die unwohnlicher sind als unsere Nissenhütten-Lager. In einer geradezu heroischen Anstrengung suchen die in das Land ihrer Väter Heimgekehrten das Wort des 107. Psalms wahrzumachen: „Er siedelt dort Hungernde an, sie gründen eine Stadt zum Wohnen. Sie besäen die Felder und pflanzen Reben und erzielen Frucht als Ertrag.“ Und es gelingt ihnen auch,

Steppe, Karst und Wüste in beispiellosem Ringen um jede Erdkrume in Garten zu verwandeln. Doch fehlt es an Mitteln, um das Land aufzuforsten und anzupflanzen.

Jede deutsche Familie, jede deutsche Schulklasse, jeder Freundeskreis sollte hier zu helfen suchen und für die Aufforstung des Landes Israel je einen Olbaum- oder einen Zitrussetzling stiften.

Der Olbaum ist das Symbol des Friedens. Er kann auch zum Symbol eines neuen Friedens zwischen dem deutschen und dem jüdischen Volke werden. So kann ein kleiner Hain der Versöhnung wachsen und aus unserem Willen zur Suhne und Wiedergutmachung heraus zu einem Teil dazu beitragen, an die Stelle böser Taten der Vergangenheit eine gute Tat der Nächstenliebe und gegenseitigen Hilfe zu setzen.

Der Wert eines jungen Olbaums wird auf DM 5.— geschätzt.

Stiftet jede deutsche Familie und jede deutsche Schulklasse einen Olbaum, woran sich der Ärmste aus unserer Mitte mit seinem Pfennig beteiligen kann, so kann manche Sorge und Not den geretteten Juden erleichtert werden.

Ein Teil der Erträge unserer Sammlung kann zur Anschaffung von Krankenbetten abgezweigt werden, ein anderer Teil jüdischen Mitbürgern, die, in großer persönlicher Not, den Versuch unternehmen, in Deutschland einen neuen Anfang zu finden, über diese Not hinweghelfen.

Jeder Deutsche, der Sinn für Menschenwürde hat, fühlt sich durch die an den Juden begangenen Greuelthaten schwer belastet und beschämt. Durch seinen Beitrag zu dieser Olbaumspende kann er von sich wie von den Verfolgten etwas von dem Alpdruck der Erinnerung an eine furchtbare Vergangenheit zu lösen beginnen. Es gilt, den Verfolgten ein neues und besseres Leben zu ermöglichen

und so auch unsere eigenen sittlichen Lebensgrundlagen zu festigen.

Spenden sind zu richten an Dr. Luckner/Olbaumspende, Freiburg, Werthmannplatz 4. Postscheckkonto Karlsruhe 27 988.

Den Aufruf haben bisher unterzeichnet u. a.:

Erich Lüth; Rudolf Küstermeier; Professor Dr. Karl S. Bader, Generalstaatsanwalt a. D., Freiburg-Mainz; Pfarrer Dr. Alfons Beil; D. Bender, Landesbischof der vereinigten Evang. protest. Landeskirche Badens; Maria Beyerle, Landtagsabgeordnete; Rektor Bockel, Erzbischöfliches Missionsinstitut für die Erzdiözese Freiburg; Professor Dr. Franz Büchner; Walter Dirks; Msgr. Alois Eckert, Präsident des Deutschen Caritasverbandes; Rudolf Hagelstange; Heinrich Höfler, M.d.B.; Professor Pfarrer D. Otto Hof, Kreisdekan für Südbaden; Professor Dr. S. Janssen, Rektor der Universität Freiburg/Br.; Ministerialdirektor Dr. Janz; Msgr. Kuno Joerger; Raimund Klinkhammer f. d. Allgem. Studentenausschuß der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg/Br.; Richard Knobel, Leiter der Bezirksstelle Baden, Deutscher Gewerkschaftsbund; Professor Eugen Kogon; Dr. Hermann Kopf, M.d.B.; Josefine Krepper, Kath. Deutscher Frauenbund, Diöz.-Ausschuß Freiburg; Dr. Gertrud Luckner; Pfarrer D. Hermann Maas, Kreisdekan für Nordbaden; Fritz Maier, M.d.B.; Professor Dr. Friedrich Oehlers; Dr. Rudolf Pechel; Theodor Plivier; Wendelin Rauch, Erzbischof von Freiburg; Edzard Schaper; Carlo Schmid; Karlheinz Schmidhüs; Reinhold Schneider; Dr. Franz-Joseph Schöningh; Albert Stehlin, Caritasdirektor für die Erzdiözese Freiburg; Professor Dr. Karl Thieme; Dr. Hermann Veit, Minister, M.d.B.; Professor Dr. Johannes Vincke; Pfarrer Eugen Walter; Leo Wohleb, Staatspräsident; Graf York von Wartenburg; Professor Dr. Leopold Ziegler.

8. Kleine Nachrichten

8/1) Deutsche Spende für jüdische Kinder

Die deutsch-jüdische New-Yorker Emigrantenzeitung „Der Aufbau“ veröffentlicht folgenden Brief, den der Deutsche Generalkonsul von Chicago an ihre Redaktion gerichtet hat:

„Da wir hier Bezieher des ‚Aufbau‘ sind, ging uns auch Ihre Aufforderung zur Beteiligung an einer Sammlung zum Chanukkahfest zu. Obwohl diese Aufforderung Ihrem Sinne nach wohl in erster Linie an Ihre jüdischen Freunde gerichtet war, haben wir hier am Generalkonsulat geglaubt, uns dennoch an der Sammlung beteiligen zu sollen. Ich bitte Sie deshalb, den gesammelten Betrag von Dollar 25.78 als einen bescheidenen Beitrag und als kleines Zeichen unseres guten Willens annehmen zu wollen. Wo immer in der Welt für Kinder gesammelt wird, sollten Gutgesinnte niemals fehlen, und ich glaube, gerade als Deutsche haben wir Grund genug, dabei zu sein, wenn für jüdische Kinder gesammelt wird.“

Mit verbindlichen Grüßen verbleibe ich

Ihr

gez.: K. Heinrich Knappstein,

Deutscher Generalkonsul, Chicago.“

(In: „Der christliche Sonntag“. IV. [Freiburg, 20. 1. 1952] S. 8. 18.)

8/2) Zur Wiedergutmachung

a) Globalabkommen mit JRSO von Bayern paraphiert

Der bayrische Finanzminister, Friedrich Zietsch, unterzeichnete ein Globalabkommen mit der gesetzlichen Nachfolgeorganisation für das erbenlose und unbeanspruchte jüdische Eigentum (JRSO). Dem Abkommen zufolge werden die Rückerstattungsansprüche der JRSO vom Land Bayern pauschal mit 20 Millionen DM abgefunden; das Abkommen wird jedoch erst nach erfolgter Zustimmung des bayrischen Landtages wirksam. Namens der JRSO nahm Direktor Dr. Ernst Katzenstein die Paraphierung vor. Durch das Abkommen werden, wie der Sachbearbeiter des Vertrages im Finanzministerium, Präsident Dr. Alfred Kieffer, einem Vertreter der „Neuen Zeitung“ erklärte, rund 20 000 bisher noch unbereinigten Rückerstattungsfälle praktisch mit einem Schlag erledigt, was angesichts der noch nicht ganz beseitigten Ressentiments auch von nicht zu unterschätzender politischer Bedeutung sei. Ebenso habe es bei der Schließung des Abkommens eine wesentliche Rolle gespielt, daß sich die JRSO bei den jüdischen Or-

ganisationen dafür einsetzen will, die aus dem Vertrag resultierenden Mittel weitestgehend innerhalb Bayerns zu verwenden, indem daraus Aufträge an die bayrische Industrie erteilt werden sollen.

Nach der Paraphierung des Vertragswerkes gaben sowohl Finanzminister Zietsch als auch Dr. Katzenstein ihrer Befriedigung über das erzielte Ergebnis Ausdruck. In dem Vertrag komme, so sagte Dr. Katzenstein, deutlich der Wille des Staates Bayern zum Ausdruck, „einen sichtbaren Beitrag zur Wiedergutmachung des während der Nazizeit an der jüdischen Bevölkerung verübten Unrechts zu leisten.“

(In: „Die Neue Zeitung“, 8 [Frankfurt/M., 8. 4. 52] 84)

b) Israelitische Gemeinde dankt dem Bremer Senat

Die „Israelitische Gemeinde“ in Bremen hat Senatspräsident Wilhelm Kaisen und dem Bremer Senat brieflich ihren Dank für die Global-Abfindung der jüdischen Wiedergutmachungsforderungen in der Hansestadt ausgesprochen.

In dem Brief an Kaisen heißt es: „Nachdem die Verhandlungen über unsere Wiedergutmachungsansprüche durch den Vertrag vom 14. 1. 1952 zum Abschluß gekommen sind, ist es uns eine Herzenssache, Ihnen, sehr verehrter Herr Senatspräsident und dem gesamten Senat unseren aufrichtigen Dank auszusprechen. Nach all den schweren Jahren und Erlebnissen, die hinter uns liegen, war es für uns und unsere Arbeit am Wiederaufbau der Gemeinde eine Genugtuung und moralische Aufmunterung, daß seitens des Landes Bremen die Verhandlungen im Geiste wahrhafter Versöhnung und mit vollem Verständnis für unsere Lage geführt worden sind. Unserer Dankbarkeit auf diesem Wege Ausdruck zu verleihen, halten wir für unsere Ehrenpflicht.“

Bei den Verhandlungen waren die Wiedergutmachungsforderungen der jüdischen Gemeinde, die sich ursprünglich auf über eine Million DM beliefen, mit beiderseitigem Einverständnis der Vertragspartner schließlich auf 500 000 DM reduziert worden.

(In: „Die Neue Zeitung“, 8 [Frankfurt/M. 30. 1. 52] 25)

c) Ehemals deutsche Beamte im Ausland

Das Gesetz zur Regelung der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts für die im Ausland lebenden An-

gehörigen des öffentlichen Dienstes wurde nunmehr im Bundesgesetzblatt vom 21. 3. veröffentlicht.

8/3) Martin Buber und der Hamburger Goethe-Preis

Martin Buber hat erklärt, daß er den Goethe-Preis deswegen annehme, weil sich in Deutschland auch während der schlimmsten Zeit Leute gefunden haben, die einen Kampf gegen den Nationalsozialismus führten. Dieser Kampf werde heute nicht mehr im geheimen, sondern in aller Öffentlichkeit geführt. Die Zurückweisung des Preises wurde bedeuten, daß die Kämpfer gegen den Nazismus in die gleiche Kategorie wie die Nazimörder eingereiht wurden. Er glaubt, daß die Annahme des Preises den Kämpfern gegen das Chaos neuen Mut geben werde. Der Preis, es handelt sich um etwa 850 Pfund, soll Institutionen in Israel zukommen, welche für die Sache der übernationalen Humanität eintreten.

Buber erklärte in einer weiteren Rede, daß eine Nation nicht insgesamt verurteilt werden dürfe. Dies gelte sowohl für Deutsche, als auch für Juden und andere Völker. Tausende von Deutschen hätten ihr Leben riskiert, als sie Juden Schutz geboten haben. Viele Deutsche seien als Märtyrer für die jüdische Sache gestorben. Es gelte nun, die Anhänger der Humanität in ihrem Kampfe gegen die Nazis zu unterstützen. Den Preis der Universität Hamburg zurückzuweisen, würde bedeuten, sie in die Arme der Nazis zurückzuwerfen.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 52 [Zürich, 11. 1. 52] 2. S. 37)

8/4) Berliner Journalistenverbände gegen nationalsozialistische Memoirenliteratur

Der Presseverband Berlin im deutschen Journalisten-Verband hat sich in einer scharfen Erklärung gegen die Veröffentlichung sogenannter Tatsachenberichte über frühere Größen des nationalsozialistischen Regimes ausgesprochen. Die Berliner Journalisten, so erklärt der Vorstand, seien der Meinung, daß die Presse selbst die Verpflichtung habe, „Geschmacklosigkeiten und Verstöße gegen die guten Sitten in ihren eigenen Reihen von sich aus energisch zu bekämpfen“.

In der Erklärung heißt es, man beobachte mit „wachsendem Befremden die ständige Flut der vom Bundesgebiet nach Berlin einströmenden Zeitschriften-Publikationen, in denen führende Figuren des Dritten Reiches einschließlich ihres weitgezogenen Familienkreises zum Gegenstand einer fragwürdigen Memoirenliteratur gemacht werden“. Gerade in einer Stadt wie Berlin, die so schwer unter den Folgen dieses Regimes zu leiden hatte, und noch heute hart um Existenz und Freiheit ringe, werde es „als grobe Taktlosigkeit empfunden, daß die Initiatoren der geschichtlichen Katastrophe nebst ihrem Anhang in der Öffentlichkeit herausgestellt und sogar glorifiziert werden“. Der Presseverband Berlin distanzierte sich von derartigen Veröffentlichungen, ihren Autoren und Verbreitern.

Im Anschluß an diese Erklärung des Berliner Presseverbandes wandte sich auch die aus Delegierten aller Länderverbände des Bundesgebietes und Berlins zusammengesetzte Hauptversammlung des Deutschen Journalistenverbandes in Bonn am 6. April 1952 gegen die zunehmende Verbreitung sogenannter Tatsachenberichte über Figuren des Dritten Reiches. Der Journalistenverband distanzierte sich in einer einstimmig angenommenen Entschließung ausdrücklich von derartigen Veröffentlichungen und von dem „dabei zum Ausdruck kommenden Mangel an politischem Verantwortungsgefühl“.

(In: „Die Neue Zeitung“ [Frankfurt/M., 25. 3. 52] 72)

8/5) „Rasse-Günthers“ Buch zurückgezogen

In einem „Offenen Brief“ an den bayrischen Landtag, den Börsenverein deutscher Verleger — und den Landesverband der bayrischen Buchhändler haben zahlreiche Münchner Publizisten, Wissenschaftler, Verleger und Buchhändler die Beschlagnahme des kürzlich im Münchner J. F. Lehmanns-Verlag neu aufgelegten Buches „Gattenwahl“ von Professor Hans F. K. Günther gefordert. In dem Offenen Brief, der unter anderen die Unterschriften der Schriftsteller Leonhard Frank, Erich Kästner, Hans Werner Richter, Luise Rinser, Bruno E. Werner, der Verleger Edmund Schopen und Dr. Heinrich Wild sowie des Anthropologischen Instituts der Münchner Universität, Professor Dr. Karl Saller, trägt, wird der Autor des Buches als der „berüchtigte Rassen-Günther“ bezeichnet, der erstmalig im Jahre 1922 mit einer populären Darstellung der

längst als unwissenschaftlich erkannten Rassetheorie des Franzosen Gobineau und des Engländers Houston Stewart Chamberlain an die Öffentlichkeit getreten sei und als geistiger Urheber des nationalsozialistischen Rassegedankens gelten müsse. Die dilettantischen Lehren Günthers seien von Hitler und Himmler für ihre verhängnisvolle Politik verwendet worden und hätten weite Kreise des deutschen Volkes vergiftet. Nach Ansicht der Unterzeichneten sei es „nicht nur ein Akt der politischen Klugheit, sondern auch der sittlichen Entscheidung, die deutsche Jugend vor dem Gedanken des Rassenhasses des unbesserlichen Günther zu schützen.“

Die Unterzeichneten verlangten daher, daß der Verlag mit allen legitimen Mitteln gezwungen werde, das Buch vom Markt zu entfernen. Gleichzeitig fordern sie den Landesverband der bayrischen Buchhändler auf, dem J. F. Lehmanns-Verlag „als eindeutig neonazistischen Verlag“ die Mitgliedschaft abzuerkennen.

(In: „Die Neue Zeitung“ Nr. 70 [22./23. 3. 52])

Wie der J. F. Lehmanns-Verlag, München, der „Neuen Zeitung“ mitteilte, hat er das Buch „Gattenwahl“ von Professor Hans F. K. Günther mit sofortiger Wirkung aus dem Buchhandel zurückgezogen.

In einer Nacht hatten Unbekannte an den Schaufenstern und Firmenschildern verschiedener Münchener Buchhandlungen einschließlich des J. F. Lehmanns-Verlages mit Plakaten und Farbanstrichen die Aufschrift „Nazi“ angebracht.

(In: „Die Neue Zeitung“ [Frankfurt/M., am 22./23. und 27. 3.]

8/6) Die Stadt Kassel errichtet eine Synagoge

In Kassel haben die Stadtverordneten einem Antrage zugestimmt, eine Synagoge auf Kosten der Stadt zu errichten. Kassel hatte vor 1933 3500 jüdische Einwohner, heute noch 80. Das Grundstück der früheren Synagoge wurde der Gemeinde zurückgegeben, so daß die Stadt nur die Kosten für den Neubau zu übernehmen hat. Weiter wurde das Stadtgartenamt beauftragt, für eine würdige Gestaltung des jüdischen Friedhofes in Kassel-Bettenhausen Sorge zu tragen.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 51 [Zürich, 21. 12. 51] 51. S. 13)

8/7) Wiedererstehen der Zentral-Wohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland

Am 4. Februar 1952 ist die Zentralwohlfahrtsstelle in das Vereinsregister beim Amtsgericht Hamburg wieder eingetragen worden. — Der Sitz befindet sich in Hamburg, im Hause der Jüdischen Gemeinde, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 38.

Die Zentralwohlfahrtsstelle knüpft in ihren Satzungen weitgehend an diejenigen der Zentralwohlfahrtsstelle der Deutschen Juden e. V. an, die im November 1938 von der Gestapo aufgelöst worden war.

Die Gründung erfolgte anläßlich einer Sitzung des Zentralrates der Juden in Deutschland, die am 20. August 1951 in Berlin stattfand. (Vgl. 12/15 S. 51).

(In: Sonderbeilage der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden“ zur Ausgabe Nr. VI/49, vom 14. März 1952, die der jüdischen Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik gewidmet ist und einen Auszug aus den Satzungen enthält.)

8/8) Pius XII. empfing den Außenminister Israels

Der Papst empfing den israelischen Außenminister Moshe Sharett zu einer Privataudienz, die eine Viertelstunde dauerte. Zum ersten Male seit der Bildung des Staates Israel hat sich damit ein Mitglied der Regierung von Tel Aviv zum Papst begeben. Diplomatische Beziehungen zwischen Israel und dem Heiligen Stuhl bestehen nicht, so daß die Anwesenheit des Außenministers in Rom keine Verpflichtung einschloß, den Papst zu besuchen. Mitglieder anderer Regierungen, die beim Papst eine Vertretung besitzen, pflegen bei einem Aufenthalt in Rom im Vatikan vorzusprechen. Der Besuch Sharetts wird als Anzeichen einer positiven Einstellung Israels gegenüber dem Heiligen Stuhl betrachtet.

(In: „Basler Nachrichten“ Nr. 134 [Basel, 28. 3. 1952])

8/9) Zur „bereinigten Bibelausgabe“ in Israel

Die Gesandtschaft des Staates Israel in Bern übermittelt uns die nachfolgende Erklärung, die Minister Dr. Josef Burg, ein Vertreter des Misrachi in der Regierung von Israel, anläßlich seines Besuches in der Schweiz abgegeben hat, um die Meldungen über eine „bereinigte“ Bibelausgabe in Israel richtigzustellen.

„Es handelt sich nicht um eine Bibelausgabe, sondern um einen Versuch, die Erzählungen der Bibel in einer Form Kindern nahezubringen, die ihrem Gemüt, ihrem Horizont und ihrem Wortschatz entspricht. Man kann über die Notwendigkeit und Nützlichkeit eines solchen Versuches verschiedener Meinung sein, und die Mehrzahl der pädagogischen Kräfte in Israel glaubt, daß der Versuch, auch den Stil der Bibel und ihren Wortschatz dem Niveau von jungen Kindern nahezubringen, nicht im Einklang steht mit der Sonderstellung, die die Bibel in der Literatur der Welt einerseits und der Tradition der jüdischen Religion andererseits einnimmt. Trotzdem sind in allen Ländern von Mal zu Mal literarische Versuche unternommen worden, deren Aufgabe es war und ist, die biblischen Erzählungen der Jugend oder dem Kinde nahezubringen. Es versteht sich, daß die orthodoxen Kreise Israels den vorliegenden Versuch nicht billigen konnten, weil er den geheiligten Text nicht immer getreu beachtet. Aber es handelt sich in keinem Fall um eine bolschewistisch beeinflusste literarische Tat oder Untat. Keine Partei der Linken in Israel steht hinter dieser Edition. Sie ist von zwei jungen Lehrern zusammengestellt und von einem der wichtigeren Künstler Israels illustriert worden. Schon allein der Preis von 2½ Israel-Pfund beweist, daß es sich nicht um ein Werk handeln kann, das für Unterrichtszwecke in den Schulen bestimmt ist. Es ist vom Erziehungsministerium eindeutig festgestellt worden, daß es sich um kein Schulbuch handelt und daß dieses Buch in keiner Schule Israels für Unterrichtszwecke benützt werden wird.“

(Die Feststellung in der Erklärung von Minister Dr. J. Burg, daß es sich nicht um eine „bolschewistisch beeinflusste literarische Tat oder Untat“ handle, bezieht sich auf einen unlängst in einer bernischen Tageszeitung erschienenen Artikel, in dem eine solche Vermutung ausgesprochen wurde.)

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 52 [Zürich, 29. 2. 52] 9. S. 17)

8/10) „Gebt uns unsere Juden wieder!“

600 Juden leben noch im Jemen. Die arabische Bevölkerung dort ist sehr unzufrieden darüber, daß so viele Juden auswanderten. Ihr Fortgehen hat einen fast völligen Stillstand des Handels zur Folge und es gibt kaum noch tüchtige Kunsthandwerker. Das Land hofft, daß es wenigstens die noch vorhandenen 600 Juden behalten kann.

(In: „World Jewish Affairs“ Nr. 352 [London, 15. 2. 52] p. 1)

8/11) In Israel rufen „Monarchisten“ nach dem davidischen Königtum

Im Rahmen einer Massenversammlung in Jerusalem hat sich eine neue israelische Rechtspartei konstituiert, die mit einem überraschenden Programm auf den Plan tritt: ihr Name ist „Eytanim“, ihre Mitglieder gruppieren sich aus früheren Angehörigen der im Araberkrieg bekannt gewordenen Sternleute und aus unzufriedenen bisherigen Anhängern der faschistischen Partei „Cheruth“ des „Führers“ Menachem Begin. Als Gründer der neuen Partei „Eytanim“ stellt sich der Vizechef der früheren Sterngruppe, Dr. Israel Scheib, vor. (vgl. oben S. 19!).

Die Forderungen der neuen Partei gehen in der Innenpolitik auf den Sturz des gegenwärtigen Koalitionsregimes

sozialistischer Tendenz aus, wobei nach dem Verschwinden des Parteiensystems überhaupt gerufen und die Schaffung einer Einheitspartei angestrebt wird. Außerdem wird Nationalisierung aller ausländischen Gesellschaften verlangt, die als „Ausbeuter“ der nationalen Bodenschätze Israels bezeichnet werden. Das Regime, das der neuen Partei vorschwebt, soll durch die *Wiedererstellung der Dynastie König Davids* stärker an jüdische nationale Traditionen anknüpfen als die gegenwärtige republikanische Staatsform. Mit diesem Wunsch nach Erneuerung der israelischen Monarchie verbindet die Partei Eytanim den religiös-politischen Programmpunkt des Aufbaus des „Dritten Tempels“ und in der Außenpolitik die Forderung nach Wiederherstellung der historischen Grenzen.

(In: „Der christliche Sonntag“ IV, [Freiburg i. B., 6. 4. 52] 14. S. 108)

8/12) Sechs Millionen Bäume für die Toten

Gedächtnisfeierlichkeiten für die sechs Millionen Juden, die der Nazi Herrschaft in Europa zum Opfer gefallen sind, begannen am Montag — dem Vorabend des Jahrestages des Aufstandes im Ghetto von Warschau — im „Walde der Märtyrer“ in den jüdischen Bergen westlich von Jerusalem. Mehrere hundert Vertreter in Europa zerstörter jüdischer Gemeinden pflanzten symbolisch junge Bäumchen. Der Wald soll später sechs Millionen Bäume zählen.

(In: „Die Neue Zeitung“ 8, [Frankfurt/M., 23. 4. 52] 96)

8/13) „Den Blick in die Zukunft gewandt“

Zur ersten Phase der deutsch-israelischen Verhandlungen

Der stellvertretende Leiter der deutschen Delegation bei den deutsch-israelischen Wiedergutmachungsverhandlungen im Haag, Rechtsanwalt Otto Küster, schilderte am Donnerstagabend im Süddeutschen Rundfunk den bisherigen Verlauf der Besprechungen. „Die Aufteilung der deutschen Leistungsfähigkeit auf Deutschlands Gläubiger und die richtige Rücksicht auf die Bereinigung der Blutschuld, deren Gläubiger nun unter den kühlen Anwälten alter Handels- und Reparationsforderungen fremd und ernst ihren Platz einnehmen, stellt dem Rechtssinn aller beteiligten Nationen eine Aufgabe, wie sie schon seit langem nicht zu lösen war“, sagte Küster, der zugleich Staatsbeauftragter für die Wiedergutmachung in Württemberg-Baden ist. Die Abstimmung der Verhandlung mit dem vorläufigen Ergebnis der Londoner Schuldenkonferenz sei die größte Aufgabe der gegenwärtigen Verhandlungspause.

In der Tatsache, daß der Vorschlag überhaupt spruchreif geworden sei, Israel solle als Gläubiger einer Bundesschuld von drei Milliarden in die Reihe der anerkannten Auslandsgläubiger der Bundesrepublik eintreten, sieht Küster den besten im ersten Verhandlungsabschnitt erreichbaren Erfolg der Haager Konferenz. Mit der Forderung auf zwei Drittel der Eingliederungskosten für die Einwanderer aus dem einstigen Machtbereich Hitlers habe sich die israelische Regierungsdelegation von der Vorstellung freigemacht, es müsse etwa im Stil des althebräischen Rechts „eine Sühnesumme nach der Zahl der Umgebrachten“ errechnet werden, und statt dessen den Blick in die Zukunft gewandt.

(In: „Die Neue Zeitung“ 8, [Frankfurt/M., 19./20. 4. 52] 93)

9. Literaturhinweise

Blinzler, Joseph, Der Prozeß Jesu. Stuttgart: Katholisches Bibelwerk (1951). VII, 171 Seiten.

Der „umstrittenste aller Prozesse der Weltgeschichte“ (S. 1) ist seit nunmehr nahezu zwei Jahrtausenden Gegenstand unzähliger wissenschaftlicher und populärer, theologischer, juristischer und philologischer, kritisch-nüchterner oder propagandistisch-streitbarer Darstellungen, und noch immer sind die Urteile über jene Vorgänge, die zur Verurteilung Jesu von Nazareth führten, gespalten, ja, bis zur Gehässigkeit gegensätzlich. Es ist nicht anzunehmen, daß dies in naher oder ferner Zukunft anders werde. Jede Zeit sah das jüdisch-römische Gerichtsverfahren gegen Jesus Christus anders und mit ihren Augen; immer spiegelte sich das eigene Denken in der erneuten Durchdringung alter und neu aufgefundener Quellen. Den Richtern des Gekreuzigten wurde bald bewußte, diabolische Rechtsbeugung, bald größter Fahrlässigkeit, nur

selten guter Glaube zugeschrieben. Aber noch nicht einmal über die Person der Richter — konnte man sich einigen. Ist das jüdische Synedrium als Richter — trotz wahrscheinlich fehlender Zuständigkeit — oder nur als Ankläger aufgetreten? Hat der römische Statthalter Pontius Pilatus das Fehlurteil gefällt oder es nur vollstreckt? Die Zeiten fehlten nicht, in denen die Berichte der Evangelien über den Prozeß Jesu als Legenden bezeichnet wurden; sie sind vorüber — die bessere Kenntnis der Quellen führte zu einer stetig sich festigenden Überzeugung von deren Glaubwürdigkeit. In der Bewertung der Quellen aber klaffen die Gegensätze weiter: ob sie juristisch-dogmatischer Auslegung zugänglich, ob sie als rein chronikalische Erzählungen zugänglicher, ob sie als rein chronikalische Erzählungen zum grano salis auszulegen sind und in welchem Verhältnis sie, im einzelnen nicht ohne Widersprüche, stehen, bleibt umstritten. Seitdem die zionistische Bewegung ein neues jüdisches Volks-

bewußtsein schuf und seitdem sich der neue israelische Palastina-Staat konstituierte, kamen die Kontroversen in neue Bewegung. Auch der Verfasser des vorliegenden Buches, katholischer Theologe und hervorragender Kenner des gesamten Materials, geht von dieser neuen Situation aus. Es handelt sich um den alten und doch so erschreckend aktuellen Schuldbeweis: um die Schuld jüdischer Religionsfanatiker der sadduzäisch-pharisäischen Epoche oder des gesamten jüdischen Volkes jener Zeit; um die Frage zugleich, ob ein Teil dieser rechtlichen oder moralischen Schuld auf den kühlen Römer abwälzbar ist. Kann dieser Giftstoff, der das Leben und Schicksal ganzer Völker verdarb, beseitigt, neutralisiert oder durch neue Beweisführung psychisch überwunden werden? Oder können wir uns durchringen zu der christlichen Überzeugung, daß jene Schuld, wem auch immer sie zufalle und wie sie geartet sei, als „felix culpa“ (S. 130) zum Heil der Welt begangen sei?

Die Darstellung Blinzlers ist von kaum mehr überbietbarer wissenschaftlicher Grundlichkeit und Sorgfalt. Er stellt das Problem mit der gesamten Schärfe und untersucht den Prozeßverlauf bis in die feinsten Details. Er ertort nach allen Seiten hin den Anteil der jüdischen Behörde, deren Kompetenzen beschränkt waren, und den des Statthalters, dessen zynische Haltung auch dann unverständlich ist, wenn wir ihm nur den geringeren äußeren Anteil zur Last legen. Zahlreiche Exkurse (S. 131 ff.) entlasten mit ihrer Behandlung der Ergänzungsfragen den klaren Gedankengang. Das Ergebnis ist ein Sowohl — Als auch. Das jüdische Synedrium ist, so lautet das Endurteil, vorab schuldig, weil es einen haßerfüllten, rechtlich weder fundierten noch notwendigen Urteilsspruch fällte; das jüdische Volk ist durch seinen Wankelmuth — vom „Hosiannah“ bis zum „Kreuzigt ihn!“ — mitschuldig geworden; aber auch Pontius Pilatus hat den Tod des unschuldigen Gottessohnes zu verantworten, weil er ernsthaft zweifelte und doch Unrecht geschehen ließ.

Die Lektüre ist erschütternd, wie nur je ein Prozeßbericht erschüttern kann. Das Anliegen des Verfassers ist gerechtfertigt und sein Urteil über die Dinge weithin überzeugend. Und trotzdem bleibt neben den vielen Fragezeichen eine tiefe Leere. Die Fragezeichen wird der Rechtshistoriker dort setzen, wo er bezweifelt, ob soviel juristische Denkschärfe — mehr, als ein Jurist anzuwenden und hinzunehmen bereit ist — den Quellen, den Berichten der Evangelisten zumal, und ihrer Auslegung entspricht. Das Gefühl der Enttäuschung gilt einem tieferen, den juristisch-dogmatischen Rahmen sprengenden Problem. Das Suchen nach Schuld, Mitschuld oder Unschuld führt, so ahnen wir, hier zu keinem letzten Ziel. Ohne den Kreuzestod Jesu Christi kein Heil — ohne den Richterspruch seiner jüdischen oder römischen Richter keine Erlösung! Suchen wir nicht überall zuviel nach Schuld? Sollen und dürfen wir, die wir alle, gläubige Christen oder nur christlicher humanitas Huldigende, von dieser Schuld zehren, urteilen über die Träger der felix culpa? Ich meine, wir sollten uns für mitschuldig erklären, weil Fehlen menschlich, nicht nur jüdisch oder römisch ist, und im übrigen des Dankes voll sein: nicht gegenüber den Juden und nicht gegenüber den Heiden, sondern dem gegenüber, der Macht hatte, zu erlauben, daß Schuld geschehe, und Macht, sie zu verhindern.

Prof. Dr. Karl S. Bader, Mainz
(In: „Juristenzeitung“ 1951, Heft 14, S. 797)

Max Brod, Die Musik Israels. Wizo, Tel Aviv, 1951. Dieses kleine Buch sollten nicht nur Musiker lesen, sondern alle, die sich mit dem Problem der jüdischen Existenz und der jüdischen Eigenart auseinandersetzen. Was Max Brod zu diesem Thema zu sagen hat und wie er es am Beispiel der so oft in Frage gestellten jüdischen Musik

erläutert, ist wertvoll und aufschlußreich auch für Nicht-Musiker.

Von großem Interesse ist der Abschnitt über die jüdischen Cantillationen. Der Ausdruck bezieht sich auf die sehr alten, formelhaften Wendungen, die noch heute zum Vortragen aus der Schrift verwendet werden. Solche Melodiekerne, „Liedsplitter“, wie sie Brod nennt, kennen auch die christlichen Musiker aus dem gregorianischen Choral und aus dem Lied in den Vulgarsprachen, hauptsächlich dann, wenn es sich um sprachgebundene, mitteilende Lieder, im Geistlichen um Bekenntnislieder handelt. Die Erkenntnis, daß nicht die einzelnen Töne, sondern zunächst das Motiv, also eine Tongruppe bildlich dargestellt wurde, und daß es heute darum geht, solche Tongruppen als ganze Gebilde, als musikalische Worte zu hören, bevor wir sie in Töne (wie das Wort in Buchstaben) auflösen, taucht heute überall auf. Wenn jüdische Musiker und Musikwissenschaftler diese Wendungen zu neuem Leben wecken und somit eine „moderne“ zeitgemäße Musik schaffen, so sind sie in der Art ihres Komponierens mit vielen ihrer christlichen Kollegen verbündet, die heute aus der nie versagenden Vitalität der sogenannten „alten Kirchentonarten“ schöpfen. Sind doch diese entstanden aus dem Zusammenstellen solcher Wendungen in verschiedenen „Arten“, indem sie sich je und je um einen anderen „Ton“ gruppieren. Daß diese sich so bildenden „Tonarten“ mindestens zum Teil aus der hebräischen Sprache stammen, wird im vorliegenden Buche dargelegt. Daß die gleichen Wendungen bei den Juden zu einer spezifisch jüdischen Musik führen, d. h. zu einer Musik, die auch im Instrumentalen abhängig bleibt von der hebräischen Sprachmelodik und vom hebräischen Worthrhythmus, darüber hinaus aber eine typisch jüdische Mentalität spiegelt, ist einleuchtend und wird von Max Brod an Hand vieler Beispiele und Vergleiche erhärtet.

So zeigt diese Studie eine Möglichkeit, die zu dem Ziel führt, das innerhalb der christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft angestrebt wird: die Eigenart des jüdischen Volkes mit der Eigenart der christlichen Umwelt zu vergleichen; Gemeinsames und Fremdes zunächst zu erkennen und zu deuten, um dadurch zu einem besseren gegenseitigen Verständnis zu gelangen. Ina Lohr/Basel.

Martin Buber, Recht und Unrecht. — Deutung einiger Psalmen. Hrsg. von Hans Urs von Balthasar. „Sammlung Klosterberg“. Verlag Benno Schwabe. Basel 1952. 76 Seiten. Es gibt kaum ein Buch, das geeigneter wäre, gerade auch einen christlichen Leser in Bubers Bibelverständnis einzuführen — und es ihn schätzen zu lehren. Was hier etwa zum 14. (13.) Psalm gesagt wird (o.S. 9!), zum 82. (81.) und vor allem wunderbar trostreich zum 73. (72.), das wird wohl jeder gläubige Christ nur dankbar annehmen können; höchstens gegenüber Bubers Ausdeutung des 1. Psalms möchten wir einige Vorbehalte (wegen vielleicht allzu großer Subtilität der Interpretation) anbringen; das Ganze aber ist ein Meisterwerk, das wir gerade auch angesichts seines geringen Preises nicht warm genug empfehlen können.

Catherine Owens Peare, Albert Einstein. Europäische Verlagsanstalt. Hamburg 1951. 201 Seiten.

„Für junge Menschen“ hat die Verfasserin diese fesselnde Biographie des großen Forschers geschrieben, und nicht nur solche werden sie gewiß mit Interesse lesen. Was dabei zu Fragen der Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden geäußert wird, bleibt im Rahmen eines indifferentistischen Humanismus (S. 151 f), ohne im allgemeinen ausdrücklicher Richtigstellung zu bedürfen. Vermerkt sei immerhin die etwas befremdliche Notiz über Palästina: „Nach jüdischer Geschichtsschreibung haben die Juden dort mehr als siebzehn Jahrhunderte lang bis zum Jahre 70 v.“ (!) „Chr. gewohnt...“ No Commentary. K. Th.

Bibliographische Notizen

Beumer, P. Johannes SJ., Die Gottesschau des Moses. In: „Geist und Leben. Zeitschrift für Ascese und Mystik“ 21, 3 (Juni 1948), S. 221—230. Der Nachweis aus Ex. 34 und Num 12, daß dem Mose eine unmittelbare Schau des göttlichen Wesens zugesprochen wird als echtste „mystische Erkenntnis, die den Glauben vervollkommenet, ohne ihn aufzuheben, ausgerichtet... auf die Schau von Angesicht zu Angesicht...“

Demnitz, Hildegard, Die alten Geschichten vom Kain und seinem Weib... und von manchem anderen. Eindrucksvolle und nachdenkenswertes Meditationen zu Erzählungen des AT. In: Frankfurter Hefte VII, 3, S. 183 ff., dem Märzheft 1952, worin sich auch weitere Beiträge zum christlich- und deutsch-jüdischen Verhältnis finden: von W. Dirks (Israel und die Deutschen), R. Hagelstange, Eva Noack-Mosse, Nelly Sachs, M. Stier, K. Thieme — und

nicht zuletzt eine die von uns gebrachte in Nr. 12/15 ergänzende und bestätigende Statistik über „Die Opfer“ aus dem „Institute of Jewish Affairs, New York.

Dietrich, Ernst, Das Judentum im Zeitalter der Kreuzzüge. In: *Saeculum* III, 1 (1952), S. 94—131; eine materialreiche Ergänzung der Ausführungen von W. Neuß in „Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage“.

Döblin, Alfred, Vom Adel alles Geschaffenen. Meditationen über die Schöpfungs-Geschichte aus einem ganz der Bibel-Betrachtung gewidmeten neuen Werke des großen, mit seiner überragenden Romantrilogie „November 1918“ einer überparteilichen Verschwörung des Schweigens anheimgefallenen Erzählers. In: „Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften und der Literatur“, Mainz 1950, S. 218—231.

Heßler, P. Bertram OFM, Vom Offenbarungsgut des Alten Testaments. In „Wissenschaft und Weisheit“, Band 14 (1951), S. 190—199.

—, Zum theologischen Bemühen um das Alte Testament heute. Ebenda Band 15 (1952), S. 33—50.

Die erste Studie bestimmt sehr glücklich das Alte Testament als „die Frohbotschaft vom Kommen des Gottesreiches“, das Neue als die vom Anbrechen desselben Reiches; die zweite referiert die theologische Vertiefung, welche die alttestamentliche Wissenschaft im letzten Menschenalter sowohl auf evangelischer wie auf katholischer Seite erfahren hat, bietet also gewissermaßen eine Verlängerung unseres Literaturberichts (S. 10 ff.) nach rückwärts.

Hutten, Kurt, Abram Poljak und die „Judenchristliche Gemeinde“. Gründlich dokumentierte Auseinandersetzung mit einem Sektierer, der in evangelischen Kreisen viel Verwirrung stiftet. In „Materialdienst“ 12/51 und 1-4/52; auch als Sonderdruck des Quell-Verlag, Stuttgart, erschienen.

Jasper, Gerhard, Gespräche zwischen Israel und Kirche; Referat der interkonfessionellen Gespräche auf den Studientagungen über „Kirche und Judentum“ in Kassel und in Düsseldorf (vgl. Rundbrief Nr. 7 und Nr. 12/15), in: „Zeitwende“ vom 15. 11. 1951, S. 348—353. (Worin sich leider auch — wiewohl mit einer abschwächenden Vorbemerkung — unter der Überschrift „Katholische Judenmission“ auf S. 359 f. Auszüge aus einem interkonfessionell völlig verständnislosen Aufsatz in „The Tablet“ finden, deren Nachdruck wir eben so unbegreiflich finden, wie es wäre, wenn etwa im „Hochland“ plötzlich Exzerpte aus ähnlich drittrangigem angelsächsischem protestantischem Schrifttum zu lesen stünden. Wir jedenfalls gedenken auch künftig den Rundbrieflesern in der Regel nur das Beste zu vermitteln, was uns evangelischerseits über christlich-jüdische Beziehungen begegnet, nicht das Minderwertige, über das sich erhaben zu fühlen allzu bequem ist.)

Junker, Hubert, Traditionsgeschichtliche Untersuchung über die Erzählung von der Anbetung des Goldenen Kalbes (Ex. 32). In: „Trierer Theol. Zeitschrift“ Jahrg. 60, S. 232—242. Ex. 32 als Zeugnis für Israels Monotheismus schon in der Moseszeit.

Krämer, Erwin, Gottes Spur in der Geschichte. Über die Begegnung mit den Juden. In „Die neue Furche“ V, 6. Juni 1951, S. 334—345.

Küppers, Erica, Kirche und Israel; Beilage zu: „Bekennende Kirche. Martin Niemöller zum 60. Geburtstag“, S. 1—16.

Diese beiden Beiträge gehören zum Bedeutendsten und für die jüdische Frage (im Sinne von Lukas 2, 47) Aufgeschlossensten, was uns bisher von deutscher evangelischer Seite bekannt wurde, und zeigen, wie hellhörig man dort auch außerhalb der im Ausschluß für Dienst an Israel gesammelten Kreise z. T. schon geworden ist. Was Kr. S. 342 unsern Ausführungen zu Buber (Nr. 10/11, S. 18 ff.) entgegenhält, mag durchaus der Antwort entsprechen, die jener hier selbst geben würde.

Leinz, Antonie, Zeugnis des Alten Bundes. In: „Frauenland“ 1952, 3/4, S. 35 ff. Ein verdienstvoller Appell gegen die Blindheit für die Bibel des Alten Gottesvolkes.

Meinertz, Msgr. Prof. Dr. Max, Die Judenfrage, vom NT aus gesehen. In „Bibel und Kirche“ 1952, 1, S. 1—20. Eine grundlegende Antwort auf die von uns in Nr. 8/9 wiedergegebenen Thesen von J. Isaac, womit wir uns noch eingehend beschäftigen werden.

Miller, P. Athanasius OSB, Neuer Wein in alten Schläuchen. In „Benediktinische Monatsschrift“ XXVIII, 3/4 (1952), S. 94—100. Eine tief eindringliche Warnung des berühmten Psalmenübersetzers und Sekretärs der päpstlichen Bibelkommission vor dem noch immer weiter um sich greifenden Unfug, alttestamentliche Begriffe (aus „volksliturgischen“ Gründen) mit ihren Literalsinn zerstörenden Ausdrücken zu umschreiben. Wenn das Volk sie „nicht versteht“, nun: „dann soll es eben wieder zu diesem Verständnis erzogen werden!“ — Ein Ruf, den die Christenheit nicht überhören kann, „ohne sich selbst aufzugeben“, — wie es leider in weiten Kreisen immer mehr geschieht.

Schnee, Heinrich, Die Hoffinanz und der moderne Staat. Eine im ganzen annehmbare Studie über das Hofjudentum der absolutistischen Zeit. In „Saeculum“ III, 1, S. 132—160.

Thieme, Karl, Ecclesia und Synagoge. Christliche und jüdische gottesdienstliche Musik in Basel. In: „Schweizer Rundschau“ 52, 1 (April 1950).

—, Kirche und Synagoge. In „Lebendige Seelsorge“ III, 1 (Januar 1952).

—, Christen und Juden heute. In „Neue Schweizer Rundschau“ XIX, 12 (April 1952).

Wir schließen diese Übersicht mit dem Schlußabschnitt eines uns aus dem Herzen geschriebenen Beitrags „Brüderlichkeit“ aus Anlaß der diesem Thema geltenden „Woche“ in großen Teilen der Bundesrepublik:

Sobald die Brüderlichkeit den engen Kreis des hier und jetzt zu Leistenden verläßt, ist sie auch schon in Gefahr, der Glasperlenkette unserer verbrauchten Idole rasch ein neues hinzuzufügen. Schon wird im Namen der „Brüderlichkeit“ gegen politische Gegner, Interessenverbände und Besatzungsmächte polemisiert.. Welche Worte wären wohl den Demagogen heilig? Wir sind mehr als nur um Schrittbreite von jener angelsächsischen Unbefangenheit entfernt, die in den USA beispielsweise seit 1934 eine entsprechende „Week of Brotherhood“ mit dem alljährlichen nationalen Gedenktag für George Washington verbinden kann. So sollten wir es mit den Worten „Woche“ oder bloßen Demonstrationen zunächst eine Weile gut sein lassen und inzwischen — ein jeder für sich — die Brüderlichkeit im prosaischen Alltag ein Stückchen weitertragen. (In: Deutsche Universitäts-Zeitung 7. (Göttingen, 21. 3. 52) 6. S. 7).

10. Aus unserer Arbeit

Im Zusammenhang mit der sogenannten „Woche der Brüderlichkeit“ (7.—16.3. 1952) an welcher sich die Freiburger „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ nicht beteiligt hat, ist verschiedentlich die Frage nach der Einstellung des Rundbrief-Herausgeberkreises zur nordamerikanischen „National Conference of Christians and Jews & World-Brotherhood“ (kurz: WB) aufgeworfen worden, und wir meinen, unsern Lesern Antwort auf diese Frage schuldig zu sein.

Die World Brotherhood als übernationale Zusammenfassung aller in der Versöhnungsarbeit stehenden Kreise wurde im Juni 1950 durch zunächst vorbereitende Bespre-

chungen inauguriert, an denen auch Mitglieder unseres Kreises teilnahmen. Schon damals wurde vor allem von den Amerikanern betont, daß sich die Arbeit nicht auf die Freundschaftsarbeit zwischen Christen und Juden beschränken könne, da in vielen Ländern auch noch andere starke und gefährliche Gruppenspannungen bestünden, deren Überwindung in die Aufgabe der WB einbezogen werden müsse. Die Formel, die für die Definition der gemeinsamen Grundlage der Arbeit gewählt wurde, wurde dementsprechend so weit gefaßt, daß nicht mehr der gemeinsame Glaube an den Gott der Offenbarung als Voraussetzung der Mitgliedschaft bestimmt wurde, sondern ein

Glaube „in a spiritual interpretation of the universe“. Die Verschwommenheit dieser Formel zeigte sich schon bald, als versucht wurde, sie genau ins Deutsche zu übertragen. Von unserer Seite wurde damals festgestellt, daß wir dem Bedürfnis nach einer Ausweitung der Freundschafts- und Versöhnungsarbeit in anderen Ländern nicht widersprechen konnten, daß aber in Deutschland die christlich-jüdische Versöhnung das Kernstück all solcher Arbeit bleiben müsse, da sie die eigentliche Lebensfrage und der Gradmesser von allem sei. Die Bedingung unserer Mitarbeit sei also, daß uns die Ausweitung der Grundlagen nicht als verpflichtend auferlegt werde und wir den Charakter unserer Arbeit nicht zu ändern brauchten. Nur in diesem Sinne konnten wir auch die Mitarbeit der deutschen im Koordinierungsrat zusammengefaßten Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit mit der WB empfehlen und betreiben.

Wir glaubten damals, trotz einer lebhaften Beunruhigung über die Verschwommenheit der Definition der Grundvoraussetzungen der Arbeit, unsere Mitwirkung in dem internationalen Gremium der WB nicht versagen zu können, wenn diese Einschränkung von seiten der Initiatoren der WB respektiert würde. Die weitere Entwicklung ließ uns jedoch bald die Ernsthaftigkeit dieses Respektes in Zweifel ziehen, und wir mußten uns verschiedentlich gegen Verwässerungsversuche dieser Arbeit zur Wehr setzen. Dies alles führte auch zu der noch immer bestehenden Krise unserer Zusammenarbeit mit dem deutschen Koordinierungsrat, von der im letzten Rundbrief gesprochen wurde (Nr. 12/15 S. 55; vgl. auch S. 28 ff.).

Inzwischen aber mußten wir noch eine andere Entwicklung der Arbeit der WB erleben, die uns zwingt, uns deutlich von ihr zu distanzieren. Schon das 1951 von der NCCJ & WB zur Brüderlichkeitswoche herausgegebene Werbematerial hatte eine eindeutig politische, antibolschewistische Tendenz; ja wir fanden darin die „Woche für Brüderlichkeit“ geradezu als Propagandawaffe im Korea-Krieg ausgespielt. Dasselbe wiederholte sich 1952. Es scheint uns, daß damit nach uns allen noch zu bekannten Methoden versucht wird, „Gemeinschaft durch Feindschaft“ gegen einen „Allerweltsfeind“ wachzurufen. Auch die Tatsache, daß unter den in der „Allgemeinen Wochenzeitung“ vom 7. März angekündigten 100 Veranstaltungen etwa 30 sind, die in Amerikahäusern oder mit Unterstützung der US-Army-Band, US-Air-Force und dergleichen stattfinden scheint uns sehr bedenklich und gefährlich; dadurch tragen diese ganzen Veranstaltungen einen zu deutlichen und zu einseitig ausgerichteten politischen Charakter — ungeachtet all dessen, was dabei an Gutem und Wertvollem geäußert worden sein mag und z. B. in der trefflichen Ansprache des Bundespräsidenten Professor Dr. Heuss zum Ausdruck gebracht wurde. In Wirklichkeit zerstören solche allzu-politisch ausgerichteten Bestrebungen beim Volke das Vertrauen in die rechte Glaubwürdigkeit und in den spontanen Überzeugungsausdruck dessen, was unser tiefstes Bestreben für wahre Brüderlichkeit an Arbeit leisten will und soll.

Wir hoffen, außerhalb der Gefahr zu stehen, daß unsere Distanzierung von solchen politisch wirkenden Tendenzen uns etwa verdächtigen wird, mit dem Kommunismus zu sympathisieren.

Aber man wird nach den in Deutschland mit dem „Antibolschewismus als Weltanschauung“ gemachten Erfahrungen verstehen, daß uns völlig unabhängig von den in Dr. L. Y. Oppenheims Brief auf S. 16 so scharfsinnig und maßvoll behandelten Problemen der occidentalen Aggressionsabwehr jede Vermengung unserer religiös bestimmten Freundschaftsarbeit mit einem antibolschewistisch motivierten Gemeinschaftskult (der sich sogar schon in „brotherhood songs“ betätigt) unerträglich ist.

Wir müssen uns also von der Mitarbeit in der WB solange entfernt halten, bis sie deutlichere Beweise dafür gegeben hat, daß sie den Charakter unserer Arbeit in Deutschland, die nur durch ihre eindeutig religiös bestimmte Grundlegung wirksam sein kann und deren Kernproblem das christlich-jüdische Verhältnis bleibt, ernsthaft zu respektieren gewillt ist, und bis sie auf die politische Tendenz ihrer Brüderlichkeitsveranstaltungen verzichtet. Wir fürchten allerdings, daß sie diesen Weg schon zu weit gegangen ist, als daß eine Rückkehr noch wahrscheinlich wäre.

K. S.

Sonderangebot!

Wir sind in der Lage, in begrenzter Anzahl abgeben zu können:

„Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage“

statt DM 2.50 DM 1,50, Nr. 5/7 mit: K. THIEME, Das Mysterium Israels (Rom. 9—11) statt DM 3.— DM 1,50; beides zusammen für **DM 2,50** und Zustellgebühr.

Andererseits bitten wir dringend, uns, wenn entbehrlich, Nr. 4 und Nr. 8/9 zurückzugeben.

In Freiburg berichtete im Wintersemester 1951/52 Dr. Gertrud Luckner in einem öffentlichen Vortrag anhand von Lichtbildern über: Das Neue Israel. Eindrücke einer Palästina-reise. Die Bilder verdankt sie dem Keren Hayessod der Jewish Agency, Jerusalem. Es besteht ein lebhaftes Interesse, von Israel zu hören.

Wiederum konnte der Freiburger Freundeskreis des Rundbriefs am 27. März 1952 einen Gast aus Israel im Werthmannhaus des Deutschen Caritasverbandes begrüßen. Dr. Gertrud Luckner war diesem holländischen Gast schon in Israel begegnet, und zwar als einem der wenigen katholischen Laien, die sich von christlicher Seite bemühen, die Atmosphäre des neuen Israel kennen zu lernen, gründlicher als es solchen Touristen, die nur kurze Zeit das Land bereisen, möglich sein kann.

Herr Martin Wijnhoven bestätigte, daß in Israel durchaus Bereitschaft für ein jüdisch-christliches Gespräch besteht: Kirche und Israel, die sich nun, da Israel wieder ein staatliches Zentrum hat, zum erstenmal nach rund 1800 Jahren begegnen, stoßen aufeinander. Sind sie vielleicht dazu bestimmt, sich aneinander wach zu stoßen? — Daß auch israelischerseits Boten begrüßt werden, die sich so um gegenseitiges Verstehen von Kirche und Israel und um Versöhnung bemühen, zeigt eine in Israel veröffentlichte deutschsprachige Zeitung: (Jedioth Chassadoth) durch einen Aufsatz, der überschrieben ist: „Friedliche Kreuzfahrer 1952“ und der zugleich die Gedanken wiedergibt, die dort mit dem holländischen Besucher besprochen wurden:

Friedliche Kreuzfahrer 1952

von Schalom Ben-Chorin

A. D. Gordon, der große russisch-jüdische Interpret der Chaluziuth hat den Begriff „Erlösung durch Arbeit“ (vgl. 12/15. 9. 8 I S. 49) in den Mittelpunkt seiner Lehre gestellt. Er wollte den wurzellosen ostjüdischen „Luftmenschen“ des Ghettos und der Großstadt wieder mit dem Boden des Landes Jisrael in existentielle Verbindung bringen. In Daganja verwirklichte er das Ideal seines Lebens. Als Aaron David Gordon 1922 starb, konnte er kaum ahnen, daß 30 Jahre später ein holländischer Katholik, ein Schüler des katholischen Philosophen Jacques Maritain, sich in einen Kibbutz in Erez Jisrael zurückziehen wird, um dort seine, Gordons, Schriften zu studieren und zugleich praktisch als Chaluz unter Chaluzim zu arbeiten. So aber geschah es. Energiegeladen steht der sehnige Holländer vor mir, der Chaluz des Emek und gläubige Katholik, und doziert über Gordon ... im Lichte der katholischen Philosophie französischer Prägung. „Gordon hatte nur das spezifisch jüdische Schicksal im Auge“, meint der Holländer, „aber ich fasse seine Botschaft weiter auf. Die schwere Arbeit des Feldes ist nach der Bibel (Genesis 3,17) unter den Fluch Gottes gestellt. Wir müssen die fluchbeladene Arbeit und alles Leid bewußt auf uns nehmen und dadurch zur Erlösung vordringen.“ Etwas von diesem unbewußten Erlösungsstreben meint mein Gesprächspartner in den Chaluzim des Kibbutz bemerkt zu haben, unter denen er nun dreiviertel Jahre lebte und arbeitete.

Weit war der Weg von Amsterdam nach einem Kibbuz in Jisrael. Er führte über Indien und Amerika, durch alle Irrungen und Wirrungen des Zeitalters. Vom links-revolutionären Radikalismus, dann belgischen Faschismus zur amerikanischen Erfolgsanbetung. Und dort in den USA, im Gewühl der Großstadt Chicago, erlebte der ernste, scharf denkende Mann vor mir seinen Durchbruch: das Mysterium des Glaubens brach in ihm auf. Wohl stammte er aus einer katholischen holländischen Familie, aber die Kirche und ihre Lehre waren kein Lebensinhalt für ihn. Nun aber öffneten sich ihm die Portale der Kathedrale und er nahm, bewußt heimkehrend, an den Mysterien seines Glaubens teil. Und auf diesem Wege in die Kirche begegnete ihm — Jisrael. Die Kirche nennt sich stolz „das neue Jisrael“. Wo aber war das alte Jisrael geblieben? Lebte es noch, hatte es noch eine Botschaft an die Welt? Von den Stufen der Kathedrale herabsteigend wurde diesem Sucher nach Wahrheit und Sinn des Lebens Jisrael als das zweite große Geheimnis der Welt offenbar. Und nun strebt er nach einer besseren Beziehung zwischen Jisrael und der Kirche. Mit einem kleinen Kreis Gleichgesinnter gründete er in Holland eine Zeitschrift, die — bei strenger Vermeidung der Judenmission — jüdisch-christlicher Verständigung dient. Die offiziellen Kreise der römisch-katholischen Kirche stehen solchen Versuchen oft noch abwartend gegenüber. Sie haben das Faktum der Entstehung des Staates Jisrael geistlich, theologisch noch nicht bewältigt. Die Juden mußten unstet-flüchtig über den Erdball zerstreut leben — so wollte es die kirchliche Lehre. Nun aber zeigt sich, daß dieses „alte Jisrael“ noch die Kraft der nationalen Auferstehung in sich trägt, daß — theologisch gesprochen — die „Verwerfung Jisraels“ nicht das letzte Wort der Geschichte sein kann. Die Kirche muß hier umdenken lernen. Das wird ein langer Prozeß sein. Eine kleine katholische Avantgarde-Gruppe versucht, der Kirche die neue Wirklichkeit des „alten Jisrael“ nahe zu bringen. Mein Holländer ist jetzt auf dem Wege nach Europa, um zu berichten, aber auch, um wiederzukehren, denn er hat Wurzeln der Seele in „seinem“ Kibbuz geschlagen.

Umwege nach Zion

Nur wenige kennen noch den Namen des französischen Offiziers Charles de Foucauld. Er war eine Art französischer Lawrence und unter den Beduinenstämmen der Sahara tätig. Mitten in seiner militärisch-politischen Laufbahn aber erreichte ihn der Ruf seines Glaubens. Er ging als Einsiedler und Büsser in die Sahara und wurde dort

1916 ermordet. Junge Priester gingen, in der Nachfolge Foucaulds, zwar nicht in die Wüste der Sahara, sondern in die Wüsten der Proletarierviertel von Paris und Marseille und lebten unter Menschen, die alle Bindungen zur Kirche seit langem aufgegeben hatten. Aus diesem Kreise ist auch ein Frauenorden „Les petites Soeurs de Jésus“ entstanden, Nonnen, die in den Slums und Elendsvierteln sich der sozialen Arbeit widmen.

In eine solche Gemeinschaft trat vor einigen Jahren eine junge Jidin aus einer assimilierten französischen Familie ein. Das Elternhaus hatte ihr keine jüdische Substanz mit auf den Weg gegeben — so war die Entwicklung leicht zu verstehen. Nun aber setzte das wirklich Merkwürdige ein: durch das Leben im Kloster wurde die junge Schwester zur Bibel und damit zu ihrem eigenen Volke, dem jüdischen, hingeführt, und es entstand in ihr der brennende Wunsch, nach Erez Jisrael zu gehen. Sie erhielt die Erlaubnis ihrer Ordensoberin und kam nach Jisrael, wo sie — die Nonne! — einige Monate in einem Kibbuz und dann in einem Krankenhause arbeitete. Sie hat unterdessen gut Hebräisch gelernt und spricht es mit dem südlichen Akzent ihrer französischen Heimat. Mit einer kleinen Gruppe von Gleichgesinnten hat sie nun eine Nähstube im Elendsviertel der neuen Olim Jerusalems, hart an der Grenze der feindlichen Altstadt, eröffnet und dort lebt und arbeitet die Gemeinschaft der „Kleinen Schwestern“ ...

Die „Pères de Notre Dame de Sion“ Belgiens entsandten vor kurzem einen ihrer Patres nach Jisrael. Er bereiste das Land und warb durch seine glänzenden Vorträge der Sache Jisraels viele Freunde. Auch dieser Pater ist ein geborener Jude, der in der Jugend der Kirche zugeführt wurde und hinter Klostermauern seine jüdische Sendung erkannte und von brennendem Interesse für Jisrael und sein neu erwachtes Land erfüllt wurde. In die Reihe dieser merkwürdigen Konvertiten gehört auch der französische Dominikaner Jean de Menasce, aus Alexandrien stammend, der als Abgesandter der Sorbonne in Paris zu der Fünfundzwanzigjahrfeier der Hebräischen Universität nach Jerusalem kam und hier, in fließendem Hebräisch, die Grüße seiner Alma Mater überbrachte. Auch Pater de Menasce O.P. ist für ein neues Verständnis der Kirche für Jisrael tätig.

Merkwürdige Wege — fernab der großen Straße der Zeit — werden Einzelne geführt. Aber auch sie, und gerade sie sind Zeichen der Zeit.

Aus dem voraussichtlichen Inhalt von Nr. 17/18:

Zur Legitimitätsfrage der Ansprüche Israels an die Bundesrepublik

Welche Folgerungen ergeben sich für das deutsche Volk aus den Verhandlungen mit Israel und den jüdischen Organisationen?

**Das Judentum in den Augen junger Christen
(Umfrage-Ergebnisse, die aufhören lassen.)**

**Paulinismus und Rabbinismus. Ein Buchbericht.
Heinrich Heine — Karl Wolfskohl — Else Lasker-Schüler**